940s
M61

UC-NRLF
$B 29 437

YC 16322

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.
GIFT OF
Class 940S
M61

940 s

DEC 2 1903

Die politische Stellung Jonathan Swifts.

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde

einer Hohen Philosophischen Fakultät

der Universität Leipzig

vorgelegt von

Rudolf Meye

aus Halberstadt.

Leipzig 1903.

Druck von Emil Glausch, Leipzig.

Angenommen von der philologischen Sektion auf Grund der Gutachten der Herren Professoren Birch-Hirschfeld und Salomon.

Leipzig, den 25. Juli 1902.

Der Procancellar.
Bücher.

Inhalt.

Seite

Einleitung V

Kap. I. 1667—1699.

1. Biographisches 1
2. Werke 2
3. Beruf 15
4. Verhältnis zu Staatsmännern und zur Politik 17

Kap. II. 1699—1710.

1. Biographisches 23
2. „Contessts and Dissensions“ 25
3. Geschichtliches 36
4. Kleinere Gedichte 43
5. „Sentiments of a Church of England Man“ 45
6. „Letter on the Test Act“ 54
7. „Remarks upon Tindal“ 61
8. „Argument against the Abolishing of Christianity“ . . . 64
9. „Project for the Advancement of Religion“ 66

Kap. III. Swifts Parteiwechsel 73

Kap. IV. 1710—1714.

1. Äussere Stellung 82
2. „Examiner“ 83
3. „The Conduct of the Allies“ 94
4. Andere Werke 100
5. Abschluss dieser Periode 103

Schluss.

1. Zusammenfassendes Urteil 106
2. Überblick über die spätere Periode 109
3. Dante, Milton—Swift 112

Litteratur.

M. Brosch: Bolingbroke.
M. Brosch: Geschichte Englands, Bd. VIII.
Buckle: Geschichte der Civilisation in England. Übersetzung von Ruge.
Burnet: History of my own Time.
Cooke: History of Parties.
Craik: Life of Swift.
Delbrück: Anglikanismus und Presbyterianismus.
Delbrück: Whigs und Tories.
Delbrück: Die Monarchie in England.
Fechtner: Locke.
Forster: Life of Swift.
Gneist: Englische Verfassungsgeschichte.
Green: Geschichte des englischen Volkes.
Hettner: Geschichte der englischen Litteratur im 18. Jahrh.
Koch: Absolutismus und Parlamentarismus.
Lecky: History of England in the XVIII. Century.
Lecky: History of Ireland in the XVIII. Century.
Macauley: Critical and Historical Essays.
Macauley: History of England.
Rich. M. Meyer: Swift und Lichtenberg.
Montesquien: Esprit des Lois.
Nimmo: Life of Swift (in der Ausgabe der Werke).
v. Noorden: Bolingbroke.
v. Noorden: Swift.
v. Noorden: Europäische Geschichte im XVIII. Jahrh.
Orrery: Remarks upon the Life and Writings of Swift.
Ranke: Englische Geschichte, vornehmlich im 17. Jahrh.
Ranke: Zur Geschichte der politischen Theorien.
Ringhoffer: Die Flugschriftenlitteratur zu Beginn des spanischen Erbfolgekrieges.
Salomon: Die Geschichte des letzten Ministeriums Königin Annas von England.
Schlosser: Geschichte des 18. Jahrhunderts.
Stephen: Life of Swift.
Taine: Histoire de la Littérature anglaise.
Temple: Works.
Thackeray: English Humonrists of the XVIII. Century.
Wülker: Geschichte der englischen Litteratur.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF

Einleitung.

Nicht mit Unrecht rühmte Voltaire in seinen „Briefen über die Engländer . . .“, dass England seinen geistig bedeutenden Söhnen eine so glänzende äussere Anerkennung zu teil werden lasse. Der Gegensatz zu Frankreich, wo die moralische Existenz des Schriftstellers von der ungewissen Gunst des Gewaltherrschers abhing, während die materielle selbst unter dem Strahlenschein der königlichen Gnade oft recht kümmerlich blieb, war in der That auffallend. Aber wenn Voltaire schreibt: „Die Achtung, die dieses Volk vor einem Talent hat, ist so gross, dass ein verdienter Mann dort stets sein Glück macht“,[1]) so lässt er sich diesem ihm besonders beneidenswert erscheinenden Zuge des englischen Lebens gegenüber zu unklarer Idealisierung hinreissen. Die Einseitigkeit seiner Auffassung wird erkennbar, wenn man eine charakteristische Äusserung des englischen Dichters Matthew Prior dagegenhält, der in den ersten Jahrzehnten des XVIII. Jahrhunderts eine angesehene politische Stellung in seinem Vaterlande einnahm. Prior bemerkte einst, als er sich von einem gestürzten Minister lossagte, zu einem Freunde:[2]) „Ein Hof gleicht jenen vornehmen Kirchen, die wir uns in Paris angesehen haben. Wer den Segen empfangen hat, eilt im selben Augenblick hinweg in die Oper oder in den Wald von Boulogne. Die, welche den Segen noch nicht empfangen haben, drängen und stossen sich gegenseitig mit den Ellbogen,

[1]) Voltaire, Oeuvres Compl. Paris 1819. XXIV, 139.
[2]) Macaulay, History of England. IX, 221.

um in die Nähe des Altars zu gelangen. Ihr . . . habt Euren Segen erhalten und thut sehr recht daran, Euch damit zurückzuziehen. Ich bin nicht gesegnet worden und muss mir im Kampfe einen Weg bahnen, so gut ich kann.“ Nicht objektive Anerkennung litterarischer Grösse durch die Regierung oder gar durch das „Volk“ war die Ursache, dass Männer wie Locke, Addison, Steele, Prior, Defoe, Swift u. a. für das politische Leben ihres Landes Bedeutung erlangen konnten, dass sie in den Kreisen der höchsten Gesellschaft verkehrten und Sicherheit ihrer materiellen Existenz gewannen. Durch „Drängen und Ellbogenstösse“ mussten sie sich der Mehrzahl nach den „Weg nach oben“ bahnen, d. h. indem sie sich am öffentlichen Leben beteiligten und praktische Klugheit zeigten. Sie alle waren ebenso sehr Politiker wie Schriftsteller und ergriffen mehr oder minder leidenschaftlich Partei in den innerpolitischen Kämpfen. Die politischen Fragen standen nun einmal im Mittelpunkt des gesamten öffentlichen Lebens der Nation. Die öffentliche Meinung war eine bedeutende, unabhängige Macht geworden, und die Autoren waren es, in deren Händen die Vermittelung zwischen der Öffentlichkeit und der Regierung lag. Darum nur waren die Häupter der Parteien so eifrig bemüht, Dichter, Schriftsteller, Gelehrte für sich zu gewinnen, indem sie ihrem Ehrgeiz schmeichelten oder ihnen sonstige Wünsche erfüllten. Auch die bedeutenden Köpfe bethätigten sich auf dem Gebiete der Tageslitteratur, um Parteiinteressen zu vertreten, und so gewann für England die Presse, d. h. in erster Linie die Pamphletlitteratur, bereits damals jene politische Bedeutung, die sie in den meisten andern Ländern erst viel später bekommen hat.

Die politische Wirksamkeit eines gleichermassen an geistigen wie an Charakteranlagen hervorragenden Pamphletisten jener Zeit, Jonathan Swifts, den die Litterarturgeschichte sonst als Englands grössten Satiriker kennt, wird uns in dieser Arbeit beschäftigen, das Individuum im Rahmen seiner Zeit. Er zeigt uns Menschen und Begebenheiten in einem etwas anderen Lichte, als sie uns in den Darstellungen der von grösseren Gesichtspunkten ausgehenden Historiker oder Biographen zu

erscheinen pflegen. Leben und Werke Swifts zeigen mit überraschender Deutlichkeit, dass der Egoismus — wenigstens in jener Zeit — die treibende Kraft der englischen Einzelexistenz wie der englischen Politik im grossen war; zugleich aber auch: dass ein realistisches Erkennen und ein energisches Verfolgen des eigenen Vorteils die wesentlichsten Faktoren individuellen, sozialen und nationalen Gedeihens sind. Das ist dem Deutschen und besonders dem, der seine politischen Theorien zuerst vom preussischen Beamtenstaat abstrahiert hat, etwas neues.

Es sei noch bemerkt, dass die biographischen und rein litterarhistorischen Fragen von unserm Gesichtspunkt aus natürlich in den Hintergrund treten.

I. Kapitel.

Jonathan Swift — um die Jugendjahre kurz zu erledigen — wurde am 30. Nov. 1667 als Sohn eines Angestellten am Gericht zu Dublin geboren, gehörte aber, wie er selbst stets betont hat, nicht einer irischen, sondern einer altenglischen Familie an. Noch vor der Geburt des Knaben starb der Vater, und da die Familie mittellos zurückblieb, so sah sich Jonathan auf die Unterstützung reicher, aber liebloser Verwandten angewiesen. Er besuchte die Schule und dann das Trinity-College in Dublin. Durch den Bürgerkrieg von 1688 wurde er veranlasst, die Universität vor Vollendung seiner Studien zu verlassen und sich nach England zu begeben, wo er Ende des Jahres 1689 auf Grund entfernter verwandtschaftlicher Beziehungen in das Haus des berühmten Staatsmannes Sir William Temple kam, der sich damals in der ländlichen Zurückgezogenheit von Moor Park seinen Privatinteressen, besonders literarischer Thätigkeit widmete.

Es ist schwer zu sagen, welche Stellung der mittellose Student hier, in dem Hause eines der angesehensten Männer der Zeit, eingenommen hat. Offenbar war sie überhaupt nicht formell fixiert, so dass schon die Beteiligten und nach ihnen alle Autoren, die sich mit der Frage beschäftigt haben, zu den verschiedensten Auffassungen gelangen konnten, je nach ihrem persönlichen Standpunkt. So liegen auf der einen Seite zeitgenössische Angaben vor, auf denen Macaulay seine gehässigen Schilderungen aufbauen konnte:[1]) aus jedem seiner Worte spricht die Antipathie des Whig gegen den bedeutenden Tory.

[1]) Vgl. Macaulay, „Hist. of E.“; VII, 182 u. s. Ferner: „Essay on Temple“ von demselben.

Audrerseits aber kann man nach Swifts eigenen Zeugnissen von einem „Besuch“ sprechen, dessen Zweck uud Inhalt nur die eigene Weiterbildung des jungen Mannes war.[1]) Zwischen beiden Extremen wird die Wahrheit mehr nach der für Swift günstigen Seite liegen — mindestens für den zweiten, grösseren Teil des Zeitabschnittes. Swifts Geistesgaben, sein Ernst und seine Arbeitskraft machten seine literarische Hilfe so wertvoll für Temple, dass dieser es sich ernstlich angelegen sein liess, sie sich zu erhalten, und wenn er es nicht von Anfang au gethan hat, so muss ihn allmählich Swifts Verhalten selbst gelehrt haben, auf den Stolz und den Ehrgeiz des jungen Mannes Rücksicht zu nehmen. Denn zweimal trieb diesen sein unruhiger Geist aus der abhängigen Stellung hinweg: 1690, wo er indessen schon nach wenigen Monaten zurückkehrte, und dann 1694, nachdem es zwischen ihm und Temple zum offenen Bruch gekommen war. Da er sich inzwischen zu Oxford die akademischen Grade erworben hatte, so liess er sich jetzt in Irland zum Priester ordinieren und erhielt auch sogleich eine kleine Pfründe im Norden der Insel angewiesen. Als Temple ihn aber etwa ein Jahr später selbst zur Rückkehr einlud, gab er die Stelle auf und blieb von nun an in Moor Park bis zu Temples Tode, Jan. 1699.

Die zehn Jahre, die Swift i. G. auf dem entlegenen Landsitze zubrachte, waren bekanntlich voll grosser Unruhe für England. Ende 1688 vollzog sich der für das Land und für ganz Europa so bedeutsame Wechsel in der Regierung, die „glorreiche Revolution“, aus der unter dem Beifall der von fähigen Köpfen geleiteten Masse Prinz Wilhelm von Oranien als König vou England hervorging. Es begann damit für das Land nach aussen eine gegen Frankreichs Eroberungsgelüste gerichtete Kriegspolitik, im Innern der Streit der beiden grossen Parteien um die Herrschaft im Parlament und im Ministerium.

Die erste Teilnahme, die der junge Swift, soweit uns bekannt, am öffentlichen Leben nahm, kommt zum Ausdruck in

[1]) Swift, Works XVII, 26 ff.

der 1689 entstandenen „Ode an Dr. William Sancroft.“[1]) Dieser Sancroft war zur Zeit der Revolution Erzbischof von Canterbury gewesen, war nach der Revolution abgesetzt worden, weil er sich aus Gewissensgründen weigerte, Wilhelm als rechtmässigem Könige den Eid zu leisten, und war bald darauf gestorben. Den allgemeinen Hintergrund zu diesem Ereignis bildet die politische Stellung der anglikanischen Kirche; sie mag gleich hier im Zusammenhang dargestellt werden, da ohne diese allgemeine Kenntnis das ganze spätere Wirken Swifts schwer zu verstehen ist.

Die anglikanische Kirche vertrat ursprünglich, wie es nach ihrer geschichtlichen Entwicklung nicht anders sein konnte, das Prinzip des dogmatischen Absolutismus.[2]) Sie betonte den göttlichen Ursprung des Königstums[3]) und verwarf jeden Widerstand gegen die königliche Gewalt ohne Ausnahme als schwere Sünde wider Gott. Entgegen dieser ihrer alten Doktrin des „Nichtwiderstandes“ oder des „passiven Gehorsams“ finden wir sie nun doch im Jahre 1688 an der Erhebung gegen Jakob II. beteiligt, und das war so gekommen. Der König war durch seine absolutistischen Tendenzen bereits mehrfach zu Rechtsverletzungen veranlasst worden, ohne dass die Kirche Miene gemacht hätte, sich der Opposition anzuschliessen, da war er i. J. 1687 so unklug, sie in ihren besonderen Interessen aufs Empfindlichste zu treffen. In seinem fanatischen Eifer, dem Katholizismus wieder Eingang in England zu verschaffen, erliess er — in direktem Gegensatz zu bestehenden Gesetzen — eine allgemeine Indulgenzerklärung für Katholiken und Nonkonformisten. Alsbald begann die Königstreue der Hochkirche, die ihre alten Privilegien, ihre Autorität als Staatskirche bedroht sah, zu wanken. Die Geistlichen weigerten sich, die Erklärung von den Kanzeln zu verlesen, wie befohlen worden war, und eine Anzahl Bischöfe überreichte — ein nie dagewesener Fall kühner Kritik — dem Könige eine Petition, in der sie ihn baten, von seinem ungesetzlichen Vorhaben ab-

[1]) Swift, Works XIV, 3 ff.

[2]) Vgl. u. a. Macaulay, H. of E. III, 208 ff.

[3]) Vgl. u. a. Lecky, „History of England in the XVIII. Century“ I, 3.

zustehen, da sie ihm bei der Ausführung keine Hilfe leisten könnten, und „dem Gesetz gehorchen“ müssten. Damit war das alte Prinzip des unbedingten passiven Gehorsams gegen den König aufgegeben, man musste etwas anderes an seine Stelle setzen. Und so lehrte man denn plötzlich, indem man mit kühnem Sprunge den längst vorausgeeilten Thatsachen folgte, nicht der König, sondern die Legislative sei die höchste Autorität im Staate, der gegenüber die Unterthanen zu absoluter Unterwerfung verpflichtet seien: ein ziemlich kläglicher Versuch, krasse Selbstsucht zu bemänteln. Von dem neuen Standpunkt aus erklärte sich die Kirche dann auch einverstanden, als einige bedeutende Whig-Führer den Prinzen von Oranien einluden, mit bewaffneter Macht ins Land zu kommen, um der Opposition einen Rückhalt zu gewähren. Als Wilhelm kam, sah er sich zunächst von Whigs und Tories in gleicher Weise begrüsst. Aber bald wurde die Kirche unangenehm überrascht. Eine Abwehr und womöglich endgiltige Aufhebung der von seiten der königlichen Prärogative drohenden Gefahren war zwar auch ihr Wunsch gewesen. Als jedoch nach Jakobs rascher Flucht das Parlament die Regelung der Thronfolgefrage in die Hand nahm, da wäre sie die Geister, die sie selbst gerufen hatte, gern wieder losgeworden. Es widersprach ihrer Lehre vom „Gottesgnadenkönigtum“, dass Jakob abgesetzt wurde, und es widersprach vor allen Dingen ihren Interessen, dass das Oberhaupt der Hierarchie von einer weltlichen Körperschaft ernannt wurde. Sie erklärte sich dahin, man solle Wilhelm die Regentschaft für den rechtmässigen, aber „regierungsunfähigen“ König, Jakob, übertragen; höchstens Maria, die als Tochter Jakobs ein Recht auf die Krone habe, dürfe auf den Thron erhoben werden, nicht Wilhelm. Die Ereignisse gingen über diese Pläne und Vorschläge der Halbheit hinweg: Wilhelm wurde König. Nun zeigte sich der Klerus ebenso feige wie er selbstsüchtig war. Während nur eine ganz kleine Zahl von Geistlichen Wilhelm mit voller Aufrichtigkeit als König begrüsste, und nur etwa 400 — an ihrer Spitze der erwähnte Sancroft — Charakterstärke genug besassen, um ihre Benefizien ihrer Überzeugung zu opfern, fügte sich weit-

aus die Mehrheit der vollendeten Thatsache nur darum, weil sie ihre Pfründen nicht verlieren wollte. Nicht weiter reichte der moralische Mut der würdigen Herren als bis zu gehässigen Hetzreden gegen den Herrscher und gegen den Parlamentarismus i. a. Einige rechtfertigten ihre Unterwerfung mit der boshaften Heuchelrede, auch dem Usurpator, der dem Lande zur Strafe von Gott gesandt werde, schulde der Christ Gehorsam. Fast die gesamte niedere Geistlichkeit blieb auch in Zukunft der Entwicklung fern, und fand keinen Ausweg aus der Schwierigkeit, dieselbe Person als Oberhaupt der Hierarchie verehren zu müssen, die ihr als Vertreter religiöser Toleranz verhasst war. Sie bildete zusammen mit dem niederen Landadel die qualitative Hauptmacht der Hochkirchen- oder Tory-Partei, hinter der die breiten Massen des Volkes standen. Wilhelm trat den feindlichen Tendenzen des Klerus dadurch entgegen, dass er die höheren Kirchenämter mit Whigs besetzte, mit Männern aus derjenigen Gruppe von Politikern, die sich im Kampf gegen die Übergriffe der Krone die Idee der Volkssouveränität angeeignet hatten, die die Revolution im Prinzip verteidigten und Wilhelm als „ihren" König betrachteten; die endlich als Gegner der streng monarchischen Hochkirche in den Dissentern natürliche Verbündete sahen. Die anglikanischen Geistlichen dieser freieren, toleranten Richtung wurden „niederkirchlich" (lawchurch) genannt. Führer der Whigs waren Männer aus dem höchsten Adel; die Bevölkerung der grossen Städte, die handeltreibenden Klassen bildeten das Gros.

Die Ode, die Swift an Sancroft richtet, ist künstlerisch wertlos, gewinnt aber für uns durch ihre stark persönlichen Züge Interesse. In eigentümlicher Form äussert sich eine streng hochkirchliche Gesinnung. Nicht Ergriffenheit, Mitleid, Schmerz bewegen den Dichter beim Anblick des unglücklichen alten Mannes; er findet keinen Ton der Klage. Seine Gefühle sind menschenfeindliche Bitterkeit und im besonderen ein leidenschaftlich zorniger Hass gegen die Urheber der Absetzung Sancrofts. Er sieht in diesem weniger den Menschen als den Würdenträger, den Repräsentanten der

Kirche, in dessen Namen er mit herrischem Ungestüm Ehrfurcht und Unterwerfung fordert, und den er selbst um so emphatischer preist, je weniger er diese Verehrung bei anderen Menschen findet.

Wenn das, was wir auf Erden „Tugend“ nennen, wirklich ein schwacher Abglanz der ewigen Wahrheit ist, wenn Unterwerfung und Demut wirklich etwas Grosses und Gutes sind — mit diesem charakteristischen Konditionalsatz beginnt Swift, der seiner Natur nach die Demut nicht für ein Ideal hielt, — dann ist Sancroft das strahlendste Beispiel himmlischer Tugend. Verdammenswerte, schändliche Gesinnungslosigkeit ist es, wenn Überzeugungen nur aus Rücksicht auf äussere Vorteile gewechselt werden. Verkehrt und töricht urteilen die, die Sancroft nicht als Vertreter der wahren Kirche anerkennen: „Jede Zeile soll sie durchbohren wie ein Dolch und verbrennen wie Feuer!“ Das giftige Unkraut (d. i. die Whigs) schiesst üppig in die Höhe und droht die königliche Rose zu ersticken, die „ach, zu wenig Dornen“ hat. Nur der milde Gott, kein schwacher Mensch kann die Widersprüche und Schwankungen dieser verderbten Generation ohne Zorn und Verachtung ansehen. Wie würden sie Jesum behandeln, wenn er unter sie träte, sie, die sich an seinem hohen Gesandten so freventlich vergangen haben! Warum muss die Kirche mit darunter leiden, wenn dem Staat ein Unglück (d. i. die Revolution) zustösst! Die Welt meint, wir wären glücklich unter einem solchen Fürsten; aber gute Könige finden weniger Nachahmung im Volk als schlechte. Die Kirche wird von ihrem schlimmsten Feind, Parteihader, schwer bedrängt. Möchte die Mitra vor politischen Stürmen in Zukunft sicher sein und nie wieder wie auf Sancrofts Haupt eine Dornenkrone werden! Der Prälat behält den Glanz seiner Würde, auch wenn er die äusseren Zeichen verloren hat; er wird im Himmel um so höher geehrt werden. Möge sich der Heilige des Elends seiner Kirche erbarmen! Für welches Vergehen ist unsere Zeit mit den „wilden Reformern“ bestraft worden, die der Religion liebliches Antlitz in sinnloser Bosheit zerreissen, die sie jedes Schmuckes und jeder Zierde berauben, indem sie

behaupten, „Schminke“ abzuwaschen? Die Religion liegt todkrank auf dem Sterbebette; um sie bemühen sich die Reformer, die wie Ärzte nur den Tod ihres Patienten und eigenen Gewinn erstreben. Doch halt! — unterbricht sich der Dichter — Die Verworfenheiten eines verworfenen Zeitalters sollen nicht die Ehre geniessen, dass meine Muse sie ihres Zornes würdigt! —

Die politischen Anschauungen des jungen Dichters sind klar. Er tritt rückhaltlos für die Hochkirche ein, sowohl für ihr Dogma wie für die Hierarchie. Er hat Sympathien für den König, bedauert aber, dass Wilhelm die Whigs und Dissenter nicht energisch niederhält. Die politischen Unruhen und Zwistigkeiten erscheinen ihm sündig und verworfen. Das Volk, d. h. die urteilslose Menge, betrachtet er mit der Verachtung eines Coriolan und dem Hass eines Timon. Er bekämpft rücksichtslos alles, was im Gegensatz zur Kirche steht, also nicht nur Presbytarianer und andere dissentierende Konfessionen und Sekten, sondern auch das fanatische Puritanertum.

Wir sehen an diesem Gedicht, dass nicht, wie viele Biographen gemeint haben, erst später körperliche Leiden, Erfahrungen und Enttäuschungen seines Privatlebens und seiner politischen Thätigkeit Swift jene Kraft des Hasses, jene vollkommen negative Satire gegeben haben, die besonders im letzten Teil des Gulliver ihren Ausdruck findet. Sein Pessimismus und sein Menschenhass waren 1690 schon ebenso leidenschaftlich wie 1720, wenn auch unklarer empfunden und ungeschickter ausgedrückt. Dass erst im Gulliver die Glut wieder mit so elementarer Gewalt hervorbrach, deutet darauf hin, dass inzwischen Umgebung und eigene Thätigkeit seiner Natur so viel Befriedigung gewährt haben, wie er sie in den Jahren voller Kraft und Reife überhaupt zu empfinden vermochte. Auch in dieser Periode sprüht indessen die wilde Leidenschaft in zahlreichen einzelnen Funken empor.

Das politische Empfinden, das wir herausgefunden haben: starres Festhalten an der Autorität der Kirche, wilder Zorn gegen ihre Feinde und gegen die Neuerer auf allen Gebieten

entspringt unmittelbar aus den geschilderten Charaktereigenschaften; sie bilden bis ans Ende die unerschütterlichen Grundlagen seines politischen Denkens.

Das zweite Gedicht Swifts, das sich mit politischen Fragen beschäftigt, ist an König Wilhelm gerichtet und entstand aus Anlass der kriegerischen Erfolge des Königs in Irland im Jahre 1690. Die „Ode an König Wilhelm“[1]) ist im Ausdruck des Lobes sehr stark übertrieben und nur insofern von Interesse, als sie Swifts Neigung und Geschick beweist, sich mit gewollter Einseitigkeit und selbst einer gewissen Leidenschaft des Urteils einer bestimmten Idee hinzugeben. Neben allgemeinen Wendungen zum Preise Wilhelms finden sich folgende Stellen: „Hättest Du durch langweilige Erbfolge („dull succession“) Deine Krone gewonnen — Feiglinge werden durch diesen Rechtsanspruch Monarchen — so würde der Zufall einen Teil Deines Verdienstes sein eigen nennen . . . Aber so muss Dein Werk seine gerechte Belohnung empfangen . . . Wer könnte so eine sterbende Nation retten, eine Krone verdienen und sie auch gewinnen? . . . Du sahst, wie nahe wir dem Verderben waren, und dachtest der kommenden Gefahr, der wir selbst weder entgegentreten noch ausweichen konnten. Europa sieht in Dir seinen Schutzgott, der seine Freiheit verteidigen soll . . . u. s. w.“ Das Gedicht ist ebenso und noch mehr als das vorige Gelegenheitsarbeit, und man könnte zunächst auf Gesinnungslosigkeit schliessen, wenn der Dichter einmal die Revolution verwirft und dann den König und sogar die Art seiner Thronbesteigung preist. Aber wenn sich Swift auch meist nicht ohne Berechnung an hochstehende Persönlichkeiten wandte, so ist doch zu betonen, dass sein persönliches Urteil von einer besonders in jenen Zeiten seltenen Starrheit war. Er fügte es nicht in die prinzipiellen Gegensätze der öffentlichen Meinung ein, von denen er damals noch sehr wenig wusste, sondern bildete es nach eigenem Gefühl und aus dem Idealismus seiner Schulzeit heraus. So ist es also kraftvolle, unbefangene Sub-

[1]) Works XIV, 21 ff.

jektivität, die ihn die Revolutionspartei verdammen, den von ihr erhobenen König aber, in dem er das Oberhaupt der Kirche sieht, bewundern lässt.

Die Gefühle des Dichters für den König erklären sich leicht aus persönlichen Erlebnissen. Sir William Temple war dem Könige ein geschätzter Freund und Berater, und wurde in seiner Zurückgezogenheit wiederholt von ihm aufgesucht. Biographische Anekdoten berichten uns, dass bei dieser Gelegenheit auch Swift dem Fürsten vorgestellt wurde, und dieser liebenswürdig und zwanglos mit ihm plauderte.

Im Jahre 1693 kam der junge Mann zum ersten Mal an den königlichen Hof und zwar in politischen Angelegenheiten.[1]) König Wilhelm hatte gewünscht, über eine innerpolitische Angelegenheit Temples Ansicht zu hören, und dieser beauftragte Swift, sie dem Könige vorzutragen. Swift war in seinem Ehrgeiz nicht wenig gekränkt, als der König dem von ihm überbrachten Rat dann doch nicht folgte.

Scott führt in seiner Biographie ein Gedicht: „Auf den Brand von Whitehall“ als von Swift herrührend an[2]), das bald nach 1698 aus dem im Titel erwähnten Anlass entstand und die historischen Erinnerungen wiedergiebt, die sich an die alte Königsburg knüpften. Der Ton, in dem dabei von den Herrschern gesprochen wird, ist so beissend satirisch und selbst roh, dass wir zunächst zweifeln müssen, ob ein Geistlicher und königstreuer Hochkirchenmann wie Swift derartiges schreiben konnte. Mit gleicher Bitterkeit wird von „Wolseys Frevlerhänden“, dem „blutigen Heinrich“, der „bigotten Maria“, von Elisabeth, „die ihren Gast erschlug“, und von den Ausschweifungen und Übergriffen der Stuarts gesprochen. König Wilhelm erhält die achtungsvolle Bezeichnung „der grosse Nassauer“. Die Revolution wird — in Widerspruch zu der vermittelnden Theorie der Kirche — nicht als „Abdankung“ des Stuart, sondern ganz ausdrücklich als Absetzung aufgefasst. Sonst aber äussert der Verfasser

[1]) Vgl. Forster, Life of Swift, 13 f.
[2]) Works I, 41 f.

keine Freude über die Revolution, sondern spricht mit leidenschaftlichen Hass von den „Untieren, die diesem gesegneten Lande früher unbekannt waren“, und die seit der Revolution emporgekommen seien, nämlich „recht gierige Geldleute, Projektenmacher“ u. s. w. Besonders auffallend ist die Art, in der die Hinrichtung des von der Hochkirche als Märtyrer gefeierten Karl I. erwähnt wird. Der Dichter bezeichnet sie als „eine wahrhaft grosse That, die auf ewigen Beifall rechnen kann“; und später sagt er: „Unsere glückliche Chronik allein kann einen Tag aufweisen, an dem ein Tyrann von 50 anderen gerichtet wurde“.

Nach meiner Ansicht muss man nicht nur aus den von Scott angeführten äusseren, sondern auch aus inneren Gründen Swift für den Verfasser des Gedichtes halten. Die einzelnen Gedanken, so wenig sie sich mit der üblichen Loyalität eines Hochkirchenmannes vertragen, finden sich sämtlich in anderen Schriften Swifts in einer bis ins Einzelne gehenden Ähnlichkeit wieder.

Wenn er in dem Gedicht von einer „action truly great“ redet, so ist das, wie man positiv behaupten kann, nicht seine Überzeugung. Am wahrscheinlichsten ist, dass die Worte einen ironischen Sinn haben. Sonst könnte man sie nur so erklären, dass der Verfasser einem der Whigs, mit denen er damals verkehrte, zu Gefallen schreiben wollte, oder dass ihn eine bizarre Laune fortriss, wie es ihm nicht selten begegnete.

Über einzelne Züge seiner historischen Anschauung werden wir noch zu sprechen haben. Im allgemeinen aber sei hier ausdrücklich gesagt, dass sie mit seiner politischen Stellung in der Gegenwart nichts zu thun hatte. Tradition und Vergangenheit waren seiner rücksichtslosen Satire und seiner unzufriedenen Bitterkeit nie heilig, auch dann nicht, wenn sie der Sache gehörten, die er selbst vertrat.

Von den beiden grossen Satiren, die ganz oder doch zum grossen Teil in Moor Park entstanden, braucht uns die „Bücherschlacht“ nicht aufzuhalten. Auch über das „Tonnenmärchen“ hier nur wenige Worte.

Das Werk erschien im Jahre 1704, anonym wie sämtliche Schriften Swifts mit einer einzigen unbedeutenden Ausnahme. Von sehr vielen Biographen, besonders von Engländern, ist in der Auffassung des Werkes der Fehler gemacht worden, dass nach einer — sei es positiven, sei es negativen — Tendenz gesucht worden ist. Es ist m. E. unzulässig, in Swifts Worten, er wolle den „wits“ das „Tonnenmärchen“ vorwerfen (wie die Seeleute dem das Schiff bedrohenden Walfisch die Tonne), um ihre Angriffe auf Kirche und Staat abzulenken, etwas anderes als ein im Sinne des ganzen Werkes gehaltenes Paradoxon und zugleich eine gegen kirchliche Prüderie aufgesteckte Schutzflagge zu sehen. Es war ja gerade der Einfluss der in Temples Hause verkehrenden „wits“ und Freigeister, der ihm die äussere Anregung zu dem Werke gab; für sie schrieb er, für die „vorurteilslosen“ Gebildeten, in deren Gesellschaft er Befriedigung fand, auf deren Verständnis und Beifall er in erster Linie rechnete. Ich kann mich daher Craiks Auffassung, der das Werk als eine „unbarmherzige Abschlachtung“ der „wits“ und einen mit moralischen Tendenzen unternommenen Kriegszug gegen die beiden entgegengesetzten Extreme des modernen Skeptizismus und des fanatischen Sektengeistes betrachtet[1]), nicht anschliessen.

Wie jedes Produkt eines literarischen Genius ist das Werk Selbstzweck, eine aus dem inneren Empfinden des Autors frei herangereifte Frucht, eben deswegen so vollendet, weil ihr Werden nicht einem von aussen gesetzten Zwecke dient. Die wilde Kraft dieser Satire lässt sich mit der Annahme eines positiven Zweckes garnicht vereinen. Swifts Geist bewegt sich mit der grössten, nur hier und da durch verstandesmässige Rücksichten begrenzten Freiheit über alle Gebiete des menschlichen Denkens und Handelns; nirgends lässt er sich in die engen Schranken eines tendenziösen Standpunktes fassen. Er zieht gleicherweise Religion, Wissenschaft und Literatur in den Kreis seiner Satire. Wenn er die anglikanische Kirche mit weitgehender Schonung behandelt, so ge-

[1]) Craik, Life of Swift, p. 105.

schieht das aus bewusster Rücksicht auf seine eigenen Interessen und die seines Standes; er hält sich dabei gewaltsam im Zaum. Aber er setzt für diesen negativen Zug nie einen positiven ein; er äussert nie etwas wie eine innere Überzeugung von der Heiligkeit und Grösse, dem objektiven Wert seines Bekenntnisses. Trotzdem hat er in gewisser Weise Recht, wenn er sagt[1]), er „wolle sein Leben verpfänden, wenn bei billigem Verfahren eine Anschauung aus dem Buche abgeleitet werden könne, die gegen Moral oder Religion verstösst". Bei aller geistigen Freiheit hat der Autor auch hier nie seinem Prinzip widersprochen, im praktischen Leben den Nutzen und die Notwendigkeit einer Religion und einer Moral energisch zu vertreten. Aber das geschah bei ihm lediglich aus Gründen der praktischen Einsicht, ohne Rücksicht auf das innere Leben. Es wurde ihm nie klar, dass religiöse oder ethische Gefühle allen christlichen Konfessionen gemeinsam sind, dass man sie nicht an der einen mit derber, cynischer Satire herunterreissen kann, ohne sie in jedem religiös gesinnten Menschen, auch wenn er einer andern angehört, zu verletzen. Seltsames fand sich in ihm vereinigt: auf der einen Seite Neigung und Fähigkeit, mit völliger subjektiver Unbefangenheit in Gedanken und in Worten jeden beliebigen Gegenstand der konkreten wie der abstrakten Welt mit ätzender Satire zu überschütten und in den Staub zu ziehen; und andererseits der klare und bestimmte Entschluss, alle Kraft für die Verteidigung und Aufrechterhaltung der bestimmten Einrichtungen und Gedanken einzusetzen, auf denen seine materielle Existenz beruhte. So hat er seiu ganzes Leben hindurch mit leidenschaftlicher Heftigkeit für die Hochkirche und alles das, worauf sie gegründet war, gekämpft, und wenn ihn auch im „Tonnenmärchen" sein literarischer Ehrgeiz hatte weiter gehen lassen, als er selbst bei einem andern Autor für zulässig gehalten haben würde, so konnte er sich doch darauf berufen, dass er niemals weder sich selbst noch der Öffentlichkeit gestattete, Religion und Moral durch die That zu verhöhnen.

---

[1]) Works X, 15 f.

Im Übrigen war er, wo sein Verstand ihm nicht Halt gebot, von einer Rücksichtslosigkeit, ja Rohheit gegen den feiner empfindenden Leser, die sich nur zum Teil aus der grösseren inneren Freiheit des damaligen Engländers überhaupt erklärt. Er und andere seiner Zeitgenossen stellen das eine Extrem in der englischen Literatur dar, von dem diese später zum entgegengesetzten, der Prüderie, übergegangen ist.

An die vollendete Erzählung des „Tonnenmärchens" schloss sich schon in den ersten Ausgaben ein „Fragment"[1]) an, eine ausführliche Disposition für eine Weiterführung der Geschichte der drei Kirchen, besonders der anglikanischen, bis in die Zeit Wilhelm III. hinein; sie sollte nach Swifts Versicherung dem Werk eines Freundes als Grundlage dienen, das dann allerdings nie geschrieben wurde. Dieses Fragment ist ein merkwürdiges Beispiel dafür, wie weit des Verfassers mephistophelischer Hohn gehen konnte gegenüber den idealen Gütern der Vergangenheit seines Landes. Er sieht — für jede Zeit ist die Art ihrer Geschichtsbetrachtung charakteristisch — in der Geschichte nur die freie Bethätigung des Subjekts, der einzelnen Persönlichkeiten. Aber dabei kommt er zum Gegenteil des Genienkultus. Mit wunderbarer Geschicklichkeit lässt er alles menschliche Sein und Thun im trivialsten Lichte erscheinen. Der niedrigste Egoismus, vor allem Ehrgeiz und Herrschsucht, dann aber auch alle möglichen Laster anderer Art sind nach seiner Darstellung die bewegenden Motive, auf die alle Geschichte zurückgeht. Wenn aller Satire Wahrheit zu grunde liegen muss, so liegt sie der seinigen in ihrer abstossendsten Form zu grunde, entstellt durch Weglassen all' der ihr zukommenden sie verschönenden Züge. Swift war sich auch hier keines literarischen Vergehens bewusst: ihm erschienen die Dinge und die Menschen wirklich nicht viel besser als er sie schilderte, und wenn wir seine Ansicht auf ihre objektive Richtigkeit hin prüfen, müssen wir bedenken, dass es Engländer sind, die er charakterisiert. Gegen die Kritiker, denen seine Satire frivol und anstössig schien, brauste

[1]) Works X, 191 ff.

er in leidenschaftlichem Zorn auf und schalt sie „Sauertöpfe, Neider, geschmacklose Dummköpfe“, die nicht imstande seien, die in dem Werk liegende tiefe Vernunft herauszufinden. Und dabei tröstet er sich mit dieser nicht einmal selbst. Denn er war nicht nur gegen andere grausam. Seine Bitterkeit, sein Hohn machten auch vor dem nicht Halt, was dem eigenen Herzen teuer war; seine eigenen geheimsten Regungen, seine literarischen Neigungen, Ehrgeiz, Vernunft, die kaum jemand mehr besessen hat als er, alles das zerlegt und verkleinert er mit derselben Schonungslosigkeit wie z. B. den verhassten Presbyterianismus; er bringt dem Gott der Satire Abrahamsopfer. Das war die Richtung, in der sein Genius sich am freiesten bewegte, und er kam adäquat zum Ausdruck im „Tonneumärchen“ und später im „Gulliver“, weniger in den politischen Schriften, die uns hier beschäftigen.

Es sollte verhängnisvoll für ihn werden, dass er seinen literarischen Ehrgeiz mit so ungestümer Rücksichtslosigkeit gegen alle äusseren Bedenken bethätigte. Er lebte, weniger glücklich als sein grosser Vorgänger Rabelais, in einem Lande und zu einer Zeit, wo man es einem Geistlichen nicht leicht verzieh, wenn er zu geistvoll war, um „honourable“ zu sein. Unter Hinweis auf das „Tonnenmärchen“ gelang es politischen Feinden und gehässigen Moralisten, die orthodoxe und beschränkte Königin Anna mit solchem Abscheu gegen Swift zu erfüllen, dass er nie zu der heiss ersehnten Bischofswürde gelangt ist, die doch so viele schlechtere Charaktere, unbedeutendere Geister und unwürdigere Vertreter der Kirche bekleidet haben.

Die dritte grössere Arbeit, die Swift in Moor Park und noch bis zum Jahre 1709 in Anspruch nahm, war ein Werk der Gefälligkeit gegen seinen Patron. Er sah die zur Publikation bestimmten Schriften Temples durch und kopierte sie, indem er sie zugleich nach Temples Angaben korrigierte; nach diesen Kopien wurden die Schriften, zum Teil noch bei Lebzeiten des Verfassers, zum Teil unter Swifts alleiniger Leitung herausgegeben. Swift entledigte sich seiner Aufgabe, die er als „a thing in his way“ betrachtete, da „niemand sich

so viel mit den Manuskripten abgegeben habe", mit gewissenhafter Treue. Wie der neueste Biograph Temples, Courtenay, festgestellt hat, war es völlig unbegründet, wenn Lady Giffard, Temples Schwester, Swift vorwarf, die Veröffentlichung sei nach „fehlerhaften Abschriften" geschehen, die von dem in ihren Händen befindlichen Original abwichen.

Wenn man bedenkt, dass der Verfasser des „Tonnenmärchens" Geistlicher war, so kommt einem unwillkürlich das alte Wort von Saul und den Propheten in den Sinn, und es ist von Interesse, auf diesen Punkt näher einzugehen. Aus der Ode an Sancroft geht hervor, dass Swift schon vor Vollendung seiner Studien den geistlichen Beruf im Auge hatte. Seine Ausbildung, über die er nicht selbst hatte bestimmen dürfen, hatte ja die Möglichkeit der Berufswahl bereits stark eingeschränkt: von den Berufen, die ein studierter, mittelloser Mann einschlagen konnte, waren ihm der medizinische und der juristische wegen mangelnder Spezialkenntnisse verschlossen; der Versuch, Dozent an der Universität zu Dublin zu werden, den er im Jahre 1690 machte, glückte nicht.[1]) Nun war aber Ehrgeiz, Streben nach Macht, Ruhm und Ansehen der Grundzug seines Wesens. Und zwar verlangte ihn nicht nur nach schriftstellerischem Ruhm, sondern mindestens ebenso stark nach einer sozial und materiell hervorragenden Stellung. Für seine Natur, der die gründliche Verachtung der Masse angeboren und fast ein unbewusster Zug war, gab es gleichsam nur ein Ziel, dem sie zueilen musste wie der Strom zu Thal fliesst, nämlich unter den Grossen der Welt zu leben, nicht als ihr Schützling, sondern als ein Gleicher unter Gleichen, geachtet und geehrt, ihr Leben und Streben teilend. Der kühl gleichgiltige Egoismus Temples, den er besonders in den ersten Jahren ihres Beisammenseins sehr bitter empfand, verleidete es ihm vollends, seine Stellung in der Welt nur von Gönners Gnaden zu erwarten. So schlug er denn die geistliche Laufbahn ein, nicht,

[1]) Vgl. Forster, L. of S. 57.

um sich behaglich seiner materiellen Versorgung zu erfreuen, sondern nur um eine Basis zu haben, auf der er allein stehen konnte, zugleich aber mit dem festen Entschluss, „alle Kraft anzustrengen, um etwas zu erreichen".[1]) Eine leichte, äusserliche Auffassung des Schrittes lag ihm fern. Sein Stolz, durch gewaltige Willenskraft unterstützt, trieb ihn, seinen Stand zu achten, allen Anforderungen seiner Würde zu genügen, es weder an der Erfüllung der Berufspflichten noch an strenger Selbstzucht und unsträflichem Wandel fehlen zu lassen. Die Thätigkeit des „Seelsorgers" lockte ihn allerdings nicht. Ein so schönes und warmes Mitgefühl er für seine bevorzugten Freunde zeigt — sich geduldig der Seelennot jedes Beliebigen, vor allem des Ungebildeten, anzunehmen, das war ihm vollständig unmöglich. Er hat in seinem Beruf nie mehr Religion geheuchelt, als er wirklich hatte; es war ihm verhasst, am Klerus wie am Laienstande, wenn jemand seine Frömmigkeit hervorkehrte. Er forderte von den Geistlichen in erster Linie Standesbewusstsein, sittliche Reinheit und Geistesbildung. Er selbst als Geistlicher verlangte, dass jeder Mensch seine religiösen Angelegenheiten mit sich selbst abmachen sollte, dass er sich energisch aller verstandesmässigen Betrachtung der Offenbarungsthatsachen enthalte, da ihre Nutzlosigkeit von vornherein klar sei; dass er die Zweifel, die er etwa habe, in sich verschliesse, um nicht das Übel zu verbreiten — und der Kirche Gefahr zu bereiten, und vor allem, dass er die Gebote der Moral und der Religion gewissenhaft erfülle. Wie Swift diesen letzten Punkt auffasste, wird später ausführlicher behandelt werden.

Ohne von seelischen Kämpfen beunruhigt zu werden, begann und beschloss Swift seine erste kurze Amtsperiode zu Kilroot. Bei seinem Ehrgeiz und seinem Thatendrang konnte er nicht zögern, die armselige, entlegene Dorfpfarre mit dem Schloss des Staatsmannes, in dem die Mitglieder der höchsten Gesellschaft verkehrten, zu vertauschen, besonders da ihm Temple versprach, ihm in England eine Präbende zu verschaffen. Man

[1]) Works, XV, 246 f.

muss dabei bedenken, dass in England im Gegensatz zu anderen Ländern auch der Klerus überwiegend aus egoistischen, materiellen Rücksichten zu handeln pflegt und der öffentlichen Meinung nach auch handeln darf.

Swift nahm von Moor Park aus, wie aus seinen damaligen Schriften hervorgeht, an dem politischen Leben der Gegenwart keinen Anteil. Einerseits wies ihn — wir kommen darauf zurück — sein Ehrgeiz mehr auf das literarische als auf das politische Gebiet; andrerseits fehlte der äussere Anlass. Temples politische Vergangenheit brachte es mit sich, dass sein Verkehr mehr aus Anhängern der Whig- als der Tory-Partei bestand. Allem Anschein nach hat aber Swift die Männer, die er damals kennen lernte, garnicht nach ihren politischen Anschauungen beurteilt. Er schätzte sie nur hoch als bedeutende Köpfe, auf deren Verständnis er bei der Entfaltung seines Geistes rechnen durfte, und als Männer von Einfluss und Ansehen, deren Achtung nnd Freundschaft seinen Ehrgeiz befriedigte. Am nächsten stand er damals einem Manne, der von den skrupellosen Staatsmännern jener Zeit einer der skrupellosesten und als ehemaliger Freund Jakobs II. und doppelter Convertit vielleicht der „bestgehasste" Mann Englands war: Lord Sunderland. Swift kümmerte sich weder um den Ruf des Grafen noch um seine zweifelhafte Vergangenheit, obwohl ihm beides kaum unbekannt gewesen sein kann. Sunderland, damals Minister nnd vertrauter Berater des Königs, konnte ihm ja seinen heissesten Wunsch erfüllen, ihm Gelegenheit bieten, in die Welt hinaus und in der Welt empor zu kommen. Sunderland war auch dazu bereit. Aber ehe die Pläne, über die uns Genaueres nicht bekannt ist, zur Ausführung gelangten, wurde der Minister gestürzt. „Sunderland fiel und ich fiel mit ihm" schrieb Swift einem Freunde.[1])

Überblicken wir im Zusammenhang die in Moor Park verlebten Jahre unseres Schriftstellers. Die Periode ist äusserlich die unscheinbarste aus seinem Mannesalter, doch sie trug

[1]) Works XV, 240.

literarisch um so reichere Frucht. Ihn selbst befriedigte die Arbeit dieser Jahre ebensowenig wie der Erfolg, den sie ohne Zweifel gehabt hat. Die krankhafte Unzufriedenheit seiner Natur liess ihn hier so wenig wie an anderen Punkten seines Lebens zur Ruhe kommen. Er war, wie ein hoher Freund zu ihm sagte, „wie ein verzauberter Geist, der Unheil anrichtet, wenn er nicht beschäftigt wird.“[1]) Er berichtet an derselben Stelle: „Ich schreibe und verbrenne und schreibe von neuem über alle Arten von Dingen mehr als irgend jemand in England.“

Es ist nun die Frage zu beantworten, ob und wie sich Swifts politische Laufbahn in Moor Park vorbereitet hat. Macaulay behauptet, Swift sei von Temple in nicht unbedeutendem Masse beeinflusst worden;[2]) ein auffallender Unterschied trenne Swifts politische Abhandlungen von denen anderer „men of letters“, z. B. Johnson. Swift schreibe wie jemand, der sein ganzes Leben in öffentlicher Thätigkeit zugebracht habe, und dem die wichtigsten Staatsangelegenheiten vertraut seien, wie seine Wochenrechnungen. Ohne Zweifel sei diese Überlegenheit der langen und engen Verbindung mit Temple zuzuschreiben. Er habe damals reichlich Gelegenheit gehabt, die verborgenen Ursachen vieler grosser Ereignisse zu schauen: z. B. durch die Besuche des Königs auf dem Landsitz. — Craik[3]) tritt dieser Ansicht als einer „etwas rhetorisch übertriebenen“ entgegen; sie ignoriere das subjektive Genie und erhebe die Bedeutung der Umstände zu sehr; zum Unglück für Macaulays Theorie seien die politischen Abhandlungen Swifts, die dem Aufenthalt bei Temple am nächsten ständen, unzweifelhaft die schwächsten. — Craiks Kritik ist durchaus richtig. In Wirklichkeit liegen die Verhältnisse nicht, wie Macaulay sie darstellt, sondern umgekehrt. Die persönliche Abneigung des Historikers gegen Swift, die wir schon oben konstatierten, veranlasst ihn hier zu überraschender Oberflächlichkeit.

[1]) Works XV, 210.

[2]) Macaulay, Essay on Temple.

[3]) Life of S., p. 45.

Alles, womit sich Swift einmal beschäftigte, pflegte er mit grösster Energie zu betreiben. Wie er in einer späteren Periode seines Lebens in der politischen Thätigkeit aufging, so in Moor Park in der literarischen. Nicht nur die beiden grossen Satiren dieser Zeit, sondern fast alles, was er damals schrieb, weisen darauf hin, dass er sich zu dieser Zeit mit der grössten Intensität und Extensität mit literarischen Fragen beschäftigt hat; von politischen Anschauungen und Urteilen ist so gut wie nichts darin zu finden. Er war aber von Natur nicht danach angelegt, um zu recipieren, was er nicht verwerten konnte, oder um nicht von den Erfahrungen Gebrauch zu machen, die seine Umgebung ihm aufzwang. Nicht die leiseste Andeutung lässt uns vermuten, er hätte ausser an seinen geistlichen Beruf an etwas anderes als an eine literarische Thätigkeit — zu der er sich von Natur bestimmt glaubte — gedacht. Dass ihm der Beruf eines Parteischriftstellers, wie er ihn später ausübte, vorgeschwebt hätte, davon kann ebenfalls nicht die Rede sein. Auch Zeugnisse aus seinem eigenen Munde beweisen, dass er der Politik damals fern stand. Und dass das im Hause Temples garnicht anders sein konnte, das hätte der Biograph Temples am besten wissen müssen.[1])

Sir William Temple hatte schon lange (seit 1681) die politische Thätigkeit aufgegeben. Er hatte sich in früheren Jahren ziemliche Verdienste in der äusseren Politik erworben: ihm vor allem war das Zustandekommen der bei seinen Landsleuten ausserordentlich populären Triple-Alliance von 1667 und des Ehebundes zwischen Wilhelm von Oranien und Maria Stuart zu verdanken. Als der bisherige Gesandte dann aber versuchte, auch in der inneren Politik eine Rolle zu spielen, da erwies er sich denen, die seine Hilfe suchten, als so völlig unbrauchbar, dass er selbst vorzog, bei Zeiten vom Schauplatz zu verschwinden. Die Prinzipien seiner politischen Praxis sind uns überliefert, und seine Schriften, mit denen er sich

[1]) Vgl. Temples Werke, bes.: „An Essay on the Original a. Nature of Government"; „The United Provinces of t. Netherlands"; „Popular Discontents".

bis zu seinem Tode beschäftigt hat, beweisen, dass er ihnen bis zuletzt treu geblieben ist. Einen positiven politischen Standpunkt hatte er garnicht; dazu fehlte ihm der Mut des selbständigen Urteils und das Temperament. Er war bemüht, ein treuer Diener seines Königs zu sein, möglichst nach altem Recht und Gesetz; zugleich aber machte ihn ein angeborenes hochgradiges Feingefühl für politische Notwendigkeiten zum Anhänger der Theorie, die Regierung müsse stets in Fühlung bleiben mit den Wünschen und Interessen des Volkes, um gefährliche Reaktionen zu vermeiden. Zwischen beiden Richtungen, die unter den Stuarts nicht zu vereinigen waren, suchte er nun stets höchst vorsichtig die Mitte zu halten, wie es ihm sein fischblütiger Egoismus vorschrieb. In seiner auswärtigen politischen Thätigkeit hatte er das Glück gehabt, zu gleicher Zeit dem König gehorchen und die Wünsche des Volkes erfüllen zu können; er hatte Aufgaben vor sich gesehen, bei denen es galt, geschickt zu vermitteln, was seiner kühlen, ruhigen, mit sicherem Instinkt für das Erreichbare ausgestatteten Natur besonders leicht fiel. Eine derartige Persönlichkeit passte aber nicht auf den innerpolitischen Schauplatz, wo eben der letzte, heisse Kampf zwischen königlicher Prärogative und Volkssouveränität entbrannte; da gab es nur noch „dafür" und „dagegen", und Egoismus war hier nicht möglich ohne Kraft und Entschlossenheit. Als Temple auch hier den behutsamen, vermittelnden Diplomaten zu spielen suchte, gingen die Ereignisse über ihn hinweg. Er erntete, weil er sich für niemand erklärte, von allen Misstrauen, dann Missachtung. Dadurch wurde er nur in seiner Denkweise bestärkt. Er brachte den grossen politischen Kämpfen zwischen Krone und Parlament, die den Hauptinhalt der Zeit bildeten, wenig innere Anteilnahme, wenig Verständnis entgegen. Sein Rücktritt erfolgte zu einer Zeit, wo sich die beiden grossen Parteirichtungen der Whigs und Tories eben bildeten, deren Rivalität der näheren und ferneren politischen Zukunft des Landes ihr besonderes Gepräge geben sollte. Wie er es während seiner Amtsperiode vermieden hatte, den Gegensatz zwischen ihnen anzuerkennen und zu beachten, so verhielt

er sich auch später, vor, während und nach der Revolution, indolent und neutral. Er weigerte sich hartnäckig, irgend ein Amt unter den Stuarts oder unter Wilhelm zu übernehmen, versicherte aber jeden neuen Herrscher mit eifriger Beflissenheit seiner Loyalität und wurde nicht müde, ihnen zu beteuern, dass er sich grundsätzlich in jeder Weise der Beschäftigung mit politischen Fragen enthalten werde. So stand er den Revolutionsvorgängen fern; er gab sich mit den vollendeten Thatsachen zufrieden und widmete seine Zeit literarischen und anderen harmlosen Neigungen. Wenn hohe Staatsmänner gelegentlich in seinem Hause verkehrten, so beweist das nicht, dass er Anteil an der Politik nahm; teilten sie ihm überhaupt „die verborgenen Ursachen grosser Ereignisse“ mit, was bei seiner Interesselosigkeit stark zu bezweifeln ist, so hatte das für ihn lediglich einen Neuigkeitswert. Daran ändert auch die Thatsache nichts, dass ihn der König selbst, der ihn aus seiner gesandtschaftlichen Thätigkeit her schätzte, einmal in einer prinzipiell bedeutenden Frage um Rat anging. Temple antwortete, wie die meisten Engländer geantwortet haben würden: er wies auf den alten Brauch hin. Um das Gesagte zusammen zu fassen: Praktische Erfahrungen in der Politik der Gegenwart zu machen, dazu bot Moor Park dem jungen Swift keine besondere Gelegenheit; an Theorien hat er allerdings so viel gelernt, wie man aus der Betrachtung der Vergangenheit zu lernen pflegt; aber davon verdankte er dem fleissigen Studium historischer Werke mindestens ebensoviel wie Temples vorsichtigen Doktrinen. Man muss nach Lage der Dinge annehmen, dass er ohne den Aufenthalt in Moor Park viel früher in den politischen Kampf seiner Zeit eingetreten wäre, und dann wäre er wohl, wie man aus der „Ode an Sancroft“ schliessen darf, von Anfang an Vertreter des radikalsten Toryismus geworden. Diese Entwicklung wurde, nicht zum Vorteil seiner inneren Harmonie, durch die Einflüsse jenes Milieus verhindert, das ihn ein Jahrzehnt hindurch zu vorwiegend literarischer Thätigkeit und zur Mässigung oder gar Enthaltsamkeit im Urteilen über politische Fragen zwang. Daher pflegte er sich später stets zu der

Generation zu rechnen, der die Revolution als eine geschichtliche Thatsache überliefert worden sei, die sich über ihre prinzipielle Berechtigung garnicht mehr zu streiten brauche. Als Swift im Jahre 1699 in die Welt hinaus trat, brachte er sicherlich eine geringere politische Bildung mit, als sie sonst Engländer von dieser Begabung und diesem Ehrgeiz im Alter von über 30 Jahren zu haben pflegen. Nicht einmal über die Begriffe „Whig“ und „Tory“ war er unterrichtet, wie er selbst erzählt, und das ist um so glaubwürdiger, als wir aus seinen Werken sehen, dass er sich sein lebelang nicht in diese Unterscheidung hinein gefunden hat. Er brauchte noch Jahre, um durch eigene Erfahrungen auf dem Gebiet der Politik heimisch zu werden und sich von den literarischen Theorien einigermassen zu befreien, die ihm eine klare Stellungnahme im Leben unmöglich machten. Auch auf Swifts kirchenpolitische Anschauungen übte das Milieu von Moor Park einen negativen Einfluss aus. Temple war Anhänger der aufgeklärten Religion. Er huldigte der philosophischen Vorstellung eines Weltgeistes, überliess es aber den „Frauen und dem niederen Volke, Priester und Heiligtümer zu ehren“. Er vermied jedoch den Konflikt mit der Kirche und räumte ihr als altüberlieferter Institution und unentbehrlicher Hüterin der öffentlichen Moral ein Existenzrecht ein. Kirchlicher Fanatismus war ihm aufs äusserste verhasst wie jede kämpfende Leidenschaft, und so neigte er zum Prinzip der allgemeinen Toleranz. Wenn nun Swift diese Ideen auch nicht selbst annahm, so wurde doch, wie erwähnt, der Fanatismus seiner Jugend unter ihrem Einfluss wenigstens in der Form bedeutend gemildert. Er lernte, in seinen Äusserungen auf die Forderungen des praktischen Lebens und die Anschauungen der hohen weltlichen Kreise Rücksicht zu nehmen. Seine persönliche Stellung zur Religion ist dagegen zu ungezwungen und zu harmonisch mit seinem ganzen Wesen verbunden, als dass sie aus direkten äusseren Einflüssen und nicht vielmehr aus Rasse und Zeit zu begreifen wäre.

II. Kapitel.

Wir kommen zur zweiten Periode von Swifts politischer Thätigkeit, derjenigen, in der er äusserlich der Whig-Partei nahe steht. Er hätte sich ihr wohl überhaupt nie angeschlossen, wenn er in Moor Park die Wahl gehabt hätte, wo er die Beziehungen anknüpfen sollte, von denen er Erfüllung seiner ehrgeizigen Wünsche erhoffte.

Durch Temples Tod (Jan. 99) heimatlos geworden und mittellos, wie er war, versuchte er zunächst, vom König eine Präbende in oder bei London zu bekommen. Aber sein Gesuch war ohne Erfolg, und so musste er sich entschliessen, mit dem Earl of Berkley, dem Lord Oberrichter von Irland, als Hauskaplan nach Dublin zu gehen. Weder der Charakter noch der Ort dieser Wirksamkeit befriedigten ihn. Er sicherte sich bald seine Unabhängigkeit dadurch, dass er sich von seinem Patron die Pfründe von Laracor in Irland übertragen liess. Von da an machte er von dem Recht der englischen Pfarrer, sich durch Vikare vertreten zu lassen, ausgiebigen Gebrauch, indem er fast jedes Jahr mehrere Monate in London zubrachte. Schon der erste Aufenthalt dort, Mitte 1701, war aber von der grössten Bedeutung für seine Zukunft.

Am Anfang des Jahres war ein neugewähltes toryistisches Unterhaus zusammengetreten, dass sich mit inner- und äusserpolitischen Fragen von grosser Bedeutung zu beschäftigen hatte. Noch immer war die in der Revolution verloren gegangene Stabilität der inneren Verhältnisse nicht wiedergewonnen worden, so dass jeder äussere Anlass die prinzipiellen

Gegensätze von neuem aufs Schärfste hervortreten liess. Ein solcher Anlass lag jetzt vor in der spanischen Erbfolgefrage. Nov. 1700 war Karl II. von Spanien gestorben, und alsbald hatte sich Ludwig XIV. mit dem Testament des Verstorbenen, das einen französischen Prinzen zum Erben der gesamten Monarchie einsetzte, einverstanden erklärt, ohne sich weiter um die Bestimmungen des Teilungsvertrages zu kümmern, den er im März 1700 mit England und den Niederlanden geschlossen hatte. Dieser Vertrag war in England nicht bekannt gewesen. Der König hatte ihn ohne Wissen des Parlamentes und fast ganz ohne Mitwirkung der Minister abgeschlossen. Er konnte sich bei der kurzsichtigen Gleichgiltigkeit, mit der die Engländer die Ereignisse auf dem Festlande betrachteten, nicht anders helfen, wenn er seine Pläne nicht gefährlichen Verzögerungen aussetzen wollte. Aber ein um so grösserer Sturm erhob sich nachträglich, als der Vertrag zur Kenntnis des Parlamentes gelangte. Wilhelms Vorgehen fand weder im Ober- noch im Unterhause Anerkennung. Nur ein Gefühl machte sich geltend: Eifersucht gegen Wilhelm als König und als Ausländer. Es zeigte sich, wie stark bereits das Souveränitätsgefühl des Parlamentes war, mit welcher Leidenschaft es an seiner Forderung festhielt, dass die Regierung nichts „ohne Zustimmung des englischen Volkes“ thun dürfe. Das whiggistische Oberhaus legte einen radikalen Eifer an den Tag, wie man ihn an dieser aristokratischen Körperschaft nicht gewöhnt war; und er wurde noch weit übertroffen von dem des Unterhauses, in dem die Angelegenheit mit dem alten Parteihader zwischen Whigs und Tories verschmolzen wurde. Letztgenannte Partei hatte gerade die Majorität, und in ihrem Hass gegen die Whigs versäumte sie nicht, die Gelegenheit zu einem Angriff gegen diese zu benutzen. In Sitzungen voll tobender Leidenschaft beschloss das Haus, die vier Whig-Lords, die zur Zeit des Vertragsschlusses Minister gewesen waren: Somers, Portland, Orford und Halifax, des Hochverrats anzuklagen. Nun aber trat das whiggistische Oberhaus für diese seine Mitglieder ein, und aus dem sachlichen Streit wurde allmählich ein Kampf der

beiden Häuser um die formellen Privilegien, die das eine als Ankläger, das andere als Richter zu behaupten suchte. Die Gemeinen stritten um so erbitterter, als sie eine hinreichende sachliche Begründung der Anklagen nicht beibringen konnten. Die Häuser wurden zwar vertagt, ehe es zu einer Entscheidung kam; aber die ungemiuderte Aufregung liess auch für die nächste Session Schlimmes erwarten.

Diese Ereignisse veranlassten Swift zur Veröffentlichung seines ersten politischen Pamphletes: „Abhandlung über die Kämpfe und Zwistigkeiten zwischen den Edeln und den Gemeinen in Athen und Rom; samt den Folgen, die sie für beide Staaten hatten.“ (A Discourse of the Contests and Dissensions between the Nobles and the Commons in Athens and Rome; With the Consequences they had upon both those States.) Es ist die einzige Schrift des Verfassers, die Interessen der whiggistischen Partei vertritt und in äusserem Gegensatz zum Toryismus steht. Wir werden sehen, dass man sich durch den Schein nicht täuschen lassen darf.

Betrachten wir zunächst den Inhalt des Pamphletes.

Von seinen fünf Teilen ist der erste allgemein gehalten; der zweite beschäftigt sich mit der Geschichte Athens, der dritte ebenso mit der Roms; im vierten folgt eine allgemeine Nutzanwendung; der letzte bespricht die aktuellen Fragen, die das Pamphlet veranlasst haben. Im ersten Teil versucht der Verfasser eine Art Staatstheorie zu entwickeln, indem er zwei Doktrinen miteinander verbindet: die von der Existenz einer absoluten, unbeschränkten Gewalt im Staate und die vom politischen Gleichgewicht der drei gesetzgebenden Körperschaften. Die absolute Gewalt liegt in den Häuden der Gesamtheit; die Exekutive ist meist drei Faktoren übertragen, die überhaupt die natürlichen Bestandteile des Staates bilden: dem Einen, den Wenigen, den Vielen, und zwar nach dem Prinzip der Wage, so dass einer der drei Teile, der schwächer sein kann als die beiden anderen, zwischeu diesen das Gleichgewicht aufrecht hält. Der einzelne Staat kann das Gleichgewicht in seinem Innern ebensowenig entbehreu, wie die Staaten unter einander. Stört einer der drei Faktoreu

das Gleichgewicht, so entsteht das, was die Griechen „Tyrannis“ nannten. Es ist ein Irrtum, zu glauben, dass die Macht in den Händen Vieler besser aufgehoben sei als in denen eines Einzigen. „Tyrannis und Usurpation sind keineswegs auf irgend eine Zahl beschränkt“, wie zahlreiche Beispiele aus der Geschichte beweisen. Die „gemischte Verfassung“ ist nach Natur und Vernunft die einzig berechtigte, und scheint in der Geschichte fast überall bestanden oder wenigstens in den Absichten der Gesetzgeber gelegen zu haben. Soll das Gleichgewicht erhalten werden, so muss jeder der drei Faktoren sich streng an die Grenzen seiner Macht halten. Die Geschichte lehrt, dass alle drei schon oft und auf verschiedenen Wegen versucht haben, auf Kosten des Gleichgewichts die Macht an sich zu reissen; die Wenigen und die Vielen allerdings immer nur mit dem Erfolge, dass ihnen schliesslich die Herrschaft von irgend einem ehrgeizigen, populären Individuum aus der Hand genommen wurde. Grade sie sollten daher jede Störung des Gleichgewichts vermeiden, wenn es wirklich ihr Prinzip ist, das Volk vor einem absoluten Herrscher zu schützen.

Athen hat von Theseus an bis auf Solon eine nach dem Prinzip des Gleichgewichts eingerichtete, gemischte Verfassung gehabt. Sie wurde allmählich vernichtet durch das masslose Streben der „Gemeinen“ nach Erweiterung ihrer Macht, das besonders in gerichtlichen Anklagen gegen einzelne Angehörige des höheren Standes zum Ausdruck kam.

Swift zeigt an dem Beispiel von sechs berühmten Feldherren und Staatsmännern, deren Persönlichkeiten und Lebensschicksale denen der angeklagten Lords ähnlich sind, wie ungerecht und von wie schweren Folgen begleitet das Verhalten der athenischen „Gemeinen“ gegenüber verdienten Männern gewesen ist. Auf Lord Orford deuten hin die beiden Beispiele des Miltiades und des Themistocles, auf Lord Somers das des Aristides, auf Lord Halifax die beiden des Pericles und Alcibiades, auf Lord Portland das des Phocion. Die Ausführung des tertium comparationis bei den einzelnen Parallelen wird klug vermieden. In kurzen, klaren Worten

wird hingewiesen einmal auf die Bedeutung des Mannes und dann auf seine Verurteilung durch die Gemeinen mit den Folgen, die sie eventuell für das Gemeinwesen hatte. Nur in der Pointierung des Gegensatzes: Verdienst — Verurteilung tritt die Tendenz, der die Geschichte dienen soll, hervor, nicht in Zusätzen oder Veränderungen.

Man hat Swift nicht ganz mit Unrecht einen Vorwurf daraus gemacht, dass er dieselben Männer, die er hier mit den grössten Männern des Altertums vergleicht, später bekämpfte. Doch ist daran festzuhalten, dass die Vergleiche rein äusserlich und die Charaktere der Griechen ganz objektiv wiedergegeben sind.

Die Macht, so urteilt der Verfasser, die das athenische Volk in jenen Anklagen ausübte und die es als ein „ihm innewohnendes Recht" betrachtete (das „inherent right" war ein Schlagwort des Unterhauses), war bereits eine grobe Verletzung der rechtlichen Ordnung und ein Symptom dafür, dass das Gleichgewicht der Verfassung aufgehört, die dominatio plebis begonnen hatte. Die Geschichte erzählt uns, wie furchtbar erst Athen, dann ganz Griechenland diese politische Sünde hat büssen müssen.

Auch in der ältesten Verfassung Roms erkennt der Verfasser das Prinzip des eigenen Landes: „Beschränkung und Teilung der Macht" wieder, also eine Art konstitutioneller Verfassung. Auch hier hat das Emporkommen der Plebejer, der „Commons", auf Kosten des Senates, der „Nobles", zum Verlust des Gleichgewichts und schliesslich zum Sturz der Republik geführt. Die ersten Spuren dieser Entwicklung finden sich schon in der Königszeit. Die Einsetzung des Volkstribunats, das häufig zu ungerechten Verurteilungen von einzelnen Adligen durch das Volk führte, die erzwungene Zulassung von Plebejern zum Konsulat, ferner das Auftreten verworfener Demagogen wie der Gracchen, des Marius und Sulla, führten das Verderben immer näher. Caesar und Pompeius vollendeten schliesslich die Volksherrschaft, die endete, wie sie immer zu enden pflegt: mit der Wahl eines Despoten. „Bürgerliche Streitigkeiten verfehlen nie, den Ehrgeiz Einzelner anzulocken und

zu beleben; diese werden die grossen Werkzeuge, die solche Kämpfe entscheiden, und sind sicher, zuletzt den Preis davon zu tragen, während ihr Ehrgeiz dem Lande weder gefährlich noch furchtbar ist, solange das Gleichgewicht der Macht bewahrt wird. Ist es einmal gestört, dann wird, auch wenn ein ehrgeiziger Führer beseitigt ist, das Volk immer wieder Sklave eines Despoten werden", wie es sich z. B. an Rom nach Caesars Tode zeigte.

Welche Lehren ziehen wir aus der Geschichte der beiden Staaten? — Wir finden es zwar im Altertum häufig, dass Edele beim Volk angeklagt wurden, entweder durch das Volk selbst oder durch seine Vertreter; aber doch nur in Republiken und auch hier nur als ein Symptom der Zuchtlosigkeit, nicht der Freiheit; jedenfalls finden wir es nie in monarchischen Staaten gemischter Verfassung, in denen das Volk doch auch frei war. Selbst wenn die Anklagen auf grund eines dem Volke „innewohnenden Rechtes" erfolgt wären, so zeigen doch die beständigen Missgriffe und die üblen Folgen, die stets eintraten, dass besser nicht von diesem Recht Gebrauch gemacht worden wäre. Denn die Gewohnheit, verdiente Männer anzuklagen, hat stets dazu geführt, dass ehrgeizige, übelgesinnte Individuen emporkamen, während tüchtige und fähige Männer die Lust verloren, dem Staate zu dienen. Dabei war besonders der verblendete Starrsinn verhängnisvoll, mit dem das Volk an seiner Anklage festzuhalten pflegte, auch wenn sie auf ganz schwachen Füssen ruhte. Die römische Geschichte lehrt, dass nichts so gefährlich und unklug ist, wie wenn man sich einbildet, durch Nachgiebigkeit gegen kleine Übergriffe des Volkes die Ruhe wieder herstellen zu können. Noch nie sind Volksversammlungen, die den Kampf um die Herrschaft einmal begonnen hatten, durch Zugeständnisse befriedigt worden, nie waren sie imstande, ihrer Herrschsucht selbst Grenzen zu stecken. Daher müssen die andern Faktoren des Gleichgewichts beim ersten Anzeichen solcher Bestrebungen rechtzeitig Gegenmassregeln treffen, um die kleinste Rechtsverletzung unmöglich zu machen. Man kann eine Körperschaft von Gemeinen, gleichgiltig ob kollektiven oder repräs-

sentativen Charakters, von keiner der Torheiten, Schwächen und Laster freisprechen, denen der Einzelne unterworfen ist. Denn sie besteht aus solchen Einzelnen; und sodann sind es meist gerade die Schlechtesten, die die Führung und den grössten Einfluss haben.

Im letzten Abschnitt spricht Swift über die politischen Verhältnisse der Gegenwart. Er beklagt die unbegreifliche Nachlässigkeit, mit der das Parlament an den grossen Gefahren vorübergehe, die dem Lande drohen. Nie wäre, so meint er, eine innere Auflösung gefährlicher als jetzt, wo England sofort der Eroberungssucht Frankreichs zum Opfer fallen würde.

Auch in England haben die Gemeinen im Lauf der Jahrhunderte stetig an Macht gewonnen; so durch die Aufhebung der Leibeigenschaft, durch die Bestimmung über den freien Verkauf von Adelsgütern, besonders auch durch die Konfiskation des Kirchengutes, durch die die Geistlichkeit ihre Stellung im Staate zu gunsten der Gemeinen verlor. Nachdem unter Elisabeth vorübergehend ein schönes Gleichgewicht zwischen Gemeinen und Edeln geherrscht hatte, begannen die Puritaner bald darauf ihr Zerstörungswerk, das in der Tyrannis erst des Volkes, dann eines Einzigen endete. Die zweite Revolution musste alsdann das Gleichgewicht aus einer Gefahr retten, die ihm von seiten der Hand drohte, die es bewahren sollte. Aber dabei ist die Verfassung von einem Extrem in das andere geraten, von den Höhen der Prärogative in die tiefsten Tiefen der Demokratie. Es wäre zu wünschen, dass die Gemeinen einmal genau ihre Rechte und Privilegien bestimmen und bestätigen liessen. Von keinem der beiden andern Faktoren unserer Legislative hat man sich gegenwärtig eines Übergriffes zu versehen. Wie weit will es der dritte noch kommen lassen?

Wollen sich Versammlungen von Lastern und Schwächen frei halten, so müssen sie vor allen Dingen von der verderblichen Gewohnheit ablassen, sich in Parteien zu spalten und von Führern leiten zu lassen. Gesunder Menschenverstand und klare Vernunft („common sense and plain reason") würden

in jeder Beratung die Oberhand gewinnen, wenn der Einzelne nur seinem eigenen Denken folgen wollte. Denn Torheiten und Laster sind in jedem Individuum so zahlreich und mannigfaltig, dass, wenn jeder den seinigen folgte, ein schlechter Antrag nie durchgehen, und man nur in guten Beschlüssen einig sein würde. Statt dessen wird der Verstand des Einzelnen betört, sein Wille irre geleitet. Ob die Parteien ihre Führer nach der Grösse der Fähigkeiten des Betreffenden wählen, darüber könnte man lange streiten; an solchen, die sich führen lassen, fehlt es nie. „Der Mensch ist so sehr bereit, nachzuahmen, und hat so viel vom Schaf in sich, dass, wer immer so keck ist, den ersten grossen Sprung über die Köpfe der Menge zu thun, diesem die übrigen rasch folgen werden, mag er auch der schlechteste der Herde sein . . . Ich würde mich freuen, wenn irgend ein Parteimitglied mir einigermassen begründen könnte, warum, weil Clodius und Curio zufällig in einigen Punkten mit mir übereinstimmen, ich ihnen blindlings in allen folgen muss; oder . . . warum, weil der Parteimann Bibulus überzeugt ist, das Clodius und Curio sich wirklich das Wohl ihres Landes als Hauptzweck setzen, Bibulus nun in den Mitteln und Massregeln für diesen Zweck völlig von jenen geleitet und gelenkt werden soll. Genügt es für Bibulus und die übrigen Glieder der Herde, ohne Prüfung zu sagen: Ich stehe auf seiten des Curio? oder: Ich stimme mit Clodius? Sind das die geeigneten Methoden, um zu schaffen und herzustellen, was man „die vereinigte Weisheit der Nation“ zu nennen für passend hält? Ist es nicht möglich, dass Clodius einmal keck und frech, von Leidenschaft hingerissen, boshaft und rachsüchtig ist? Dass Curio sich bestechen lässt und seine Zunge oder seine Feder zum Verkauf stellt? Ich halte es für weit unter der Würde der menschlichen Natur wie des menschlichen Verstandes, irgend einer Partei, und sei sie noch so anerkennenswert, auf so knechtische Bedingungen hin anzugehören.“ Um die unruhigen Geister, die mit ihrem Stolz und ihrem Ehrgeiz, ihrer Bosheit und ihrer Habsucht das öffentliche Leben in Aufruhr versetzen, fern zu halten, sollte man die schärfsten Präventivmassregeln nicht scheuen.

Lächerlich und traurig ist die Veränderung, die der Anschluss an eine Partei an einem Volksvertreter hervorzubringen pflegt. Im gewöhnlichen Leben denkt und handelt er wie ein anderer Mensch: vernünftig, vielleicht sogar mit einem gewissen Eigensinn gegenüber fremden Ratschlägen. „Sobald er sich aber den Wänden seines Versammlungsortes nähert, so bemüht er sich, eine Reihe ganz anderer Züge anzunehmen; er bildet sich ein, er sei ein Wesen von höherer Art als die draussen befindlichen und handle in einer Sphäre, wo die im Volk gebräuchlichen Arten des Benehmens nicht am Platze seien. Er wird in eine Partei eingereiht, obwohl er weder den Charakter, noch die Absichten, noch vielleicht die Person seines Führers kennt; aber er vertritt und verteidigt dessen Anschauungen eifrig und gläubig und mit der grössten Leidenschaft. Weder Ansichten, noch Gedanken, nach Handlungen, noch Worte kann er sein eigen nennen, sondern alles wird ihm von seinem Führer eingegeben. Die Nahrung, die er empfängt, ist nicht allein gekaut, sondern verdaut, bevor sie in seinen Mund kommt. So belehrt folgt er seiner Partei, ohne sich darum zu kümmern, ob er recht handelt, in all' seinem Fühlen und erwirbt einen Mut und eine Hartnäckigkeit der Ansicht, die nichts weniger als seiner Natur entsprechend sind.“ Möchten die Abgeordneten in den Ferien ihr ruhiges Urteil wieder gewinnen; möchten sie bedenken, dass sie es fertig gebracht haben, die allgemeine Gunst ihrer Wähler zu verlieren, dadurch, dass sie Individuen auf den Schild erhoben haben, die bei Gott und den Menschen verhasst sind.

Das Volk verlangt, dass das Parlament sich anstatt mit formalen Streitereien mit der von Frankreich drohenden Gefahr beschäftigt; es verlangt ferner, dass auf die Person und die Wünsche des Königs mehr Rücksicht genommen wird, als es in letzter Zeit der Fall gewesen ist.

Sollte eine Volksvertretung, die bereits mehr Macht besitzt als sich mit dem Gleichgewicht im Staate verträgt, fortfahren, die Hand zu binden, die die Wage hält, und die Edeln anzuklagen und zu bekämpfen, so werden sich wahr-

scheinlich bei denselben Ursachen auch dieselben Wirkungen ergeben wie in Athen und Rom. —

Wir haben gesehen, was den äusseren Anlass der Schrift bildete. Fragen wir uns nun nach dem inneren Anlass. Welchen Zügen von Swifts Wesen verhalf die Gelegenheit zum Ausdruck? Welchen politischen Standpunkt nahm er damals ein?

Die Ansichten, die er äussert, sind — ohne dass er sich dessen bewusst ist — aus whiggistischen und toryistischen Elementen gemischt. Er tritt nicht direkt für die Doktrin vom göttlichen, unverletzlichen Recht des Königtums und für die Theorie vom passiven Gehorsam ein. Aber hier hat man den Eindruck, dass er sich nur absichtlich enthält, die betreffenden Worte auszusprechen, während dagegen seiner ganzen Denkweise nach das umgekehrte Prinzip der Souveränität des Volkes ihm weltenfern liegt. Wenn er, der neuesten Entwicklung folgend, die „gemischte Verfassung" als die einzig berechtigte vertritt — übrigens ohne besonderen Eifer —, so ist das die Konzession eines verständigen Mannes an die Wirklichkeit, die in seinem Innern einen Zwiespalt hervorbringt; seine Sympathien liegen im Grunde auf seiten der Monarchie.

Es war das grosse Schlagwort der Whigs, man müsse das Volk vor den Übergriffen und der Herrschsucht der Krone schützen; Swift befürchtete dagegen das Umgekehrte. Er hielt es für einen sehr gefährlichen, ja für den gefährlichsten Zug der Entwicklung, dass die sog. „Vertreter des Volkes" sich einen immer grösseren Anteil an der Regierung zu verschaffen gewusst hatten. Ihnen ihre Schwächen, Torheiten, Laster vorzuhalten, sie zur Bescheidenheit und Mässigung zu ermahnen ist der Zweck seines Pamphletes. Daraus geht hervor, dass Swift im Herzen kein Whig war.

Er hatte in Moor Park, wie erwähnt, gelernt, mit seinen radikalen Ansichten zurückzuhalten. Aber sie zu ändern, war ihm unmöglich; sie waren die notwendige Frucht seines eigentümlich entwickelten Innenlebens.

Der Verfasser geht nicht von einer philosophisch-systematischen Staatsanschauung aus. Er schliesst sich keinem der drei letzten grossen Staatsrechtslehrer: Hobbes, Sidney, Locke an, obwohl alle drei ihm gut bekannt gewesen sind. Auch die Leidenschaft der Überzeugung für irgend eine politische Idee finden wir bei ihm nicht. Daraus geht schon hervor, dass es ein bestimmtes Ziel seiner Bestrebungen nicht giebt. Er bemüht sich garnicht, in der Beurteilung aktueller politischer Fragen zu einem klaren Standpunkt zu kommen. Nur ganz gelegentlich in kurzen Bemerkungen geht er auf sie ein. Die Parteiangehörigkeit der Angeklagten und ihrer Gegner bleibt unbeachtet; überhaupt findet sich nirgends die Unterscheidung von „whiggistisch“ und „toryistisch“; seine Ausführungen über Parteiwesen treffen beide Parteien in gleicher Weise.

Und wo bleibt nun nach so vielen Negierungen das Positive, der „Politiker“ Swift? — Die Antwort muss lauten: er ist kein Politiker. — Der wesentlichste Charakterzug der Schrift ist ihre Subjektivität. Was von den Abgeordneten verlangt wird, Selbständigkeit im Denken und Handeln, ist das erste, eigene Prinzip des Verfassers. Keine Tradition, keine Rücksicht auf fremde Billigung oder Missbilligung hindert ihn, „gesunden Menschenverstand und klare Vernunft“ walten zu lassen, eigener Erfahrung zu folgen, sich auf die eigene, scharfe Beobachtung zu verlassen. Seine Ansichten sind, wenn nicht selbständig gebildet, so doch selbständig verarbeitet; und ebenso sind seine Urteile selbständig und eigentümlich.

Seine Objekte sind nicht politische Ideen; sein Objekt ist der Mensch, und zwar im vorliegenden Falle und von jetzt an in sehr vielen seiner Schriften: der Mensch insofern er Politik treibt. Denn diese Seite der menschlichen Thätigkeit lernte er von jetzt an besonders genau kennen, und sie war ja auch diejenige, die in seinem Lande das meiste Interesse erregte, die besten Kräfte an sich zog und durch die von keinerlei Bureaukratismus beschränkte Möglichkeit des Emporkommens am meisten zur Entwicklung des englischen Nationalcharakters, des Ehrgeizes, des kühnen, energischen,

bewussten Egoismus beitrug. Auf diesem Felde fand Swift reichlich, was immer wieder, ja was ausschliesslich seine Feder in Thätigkeit setzte: Fehler und Schwächen, Torheiten und Laster der Menschen. Zwei davon sind es vor allem, mit denen er sich beschäftigt, und auf die er fast alle anderen zurückführt: Dummheit und Frechheit. Sie waren ihm geradezu persönliche Feinde; sie zu verfolgen und niederzustrecken, das war seine Lebensaufgabe. Diesmal fand er jene in der blinden Hartnäckigkeit und dem blöden Parteiwesen des Unterhauses; diese in seinem unbescheidenen Vordringen und in dem Treiben der Parteiführer. Grade seine Auffassung des Parteiwesens, das er einer so prachtvollen Kritik unterwirft, charakterisiert seinen subjektiven, rein menschlichen, nicht politischen Standpunkt: politische Parteien sind ihm höchst bedenkliche, beklagenswerte Erscheinungen, willkürlich geschaffen allein durch die Schlauheit und den Ehrgeiz Einzelner.

Äusserlich hat das Pamphlet eine moralische Tendenz, nämlich die, die Gemeinen zu „nature and common reason" zurückzuführen. Aber es wäre falsch, als Lebensprinzip Swifts die Absicht „zu bessern und zu belehren" aufstellen zu wollen. Er besass zu wenig ideale Menschenliebe, um ernstlich als Reformator der Sittlichkeit aufzutreten, zu wenig Dünkel und Selbstgefälligkeit, um Moralist zu sein. Nicht aus Liebe zum Guten, sondern um ihrer selbst willen, mit persönlichem Groll hasste er die menschlichen Untugenden, und indem er sie aufs Grausamste geisselte, wo er sie antraf, war ihm die Verteidigung positiver Sittlichkeit etwas Sekundäres, mehr eine verstandesmässige Konsequenz als ein positiver Trieb. Er ist der vollendete Typus des Satirikers, auch da, wo er nicht Satire schreibt.

Über die Geschichte des Pamphletes berichtet Swift selbst Folgendes:[1]) „Ich sandte die Abhandlung ganz im Geheimen zum Druck mit der strikten Aufforderung, den Autor zu verschweigen, und kehrte unmittelbar darauf nach meinem Pfarrsitz in Irland zurück. Das Buch wurde eifrig gekauft und

[1]) Works III, 179.

gelesen; und bisweilen Lord Somers zugeschrieben, bisweilen dem Bischof von Salisbury (Bischof Burnet); welch letzterer mir später sagte, er sei gezwungen gewesen, sich ganz ausdrücklich dagegen zu verwahren, da er eine Anklage habe fürchten müssen. Als ich im folgenden Jahre nach England zurückkam und hörte, welch grossen Beifall die Schrift gefunden hatte (die erste, die ich überhaupt drucken liess), veranlasste mich, um es zu gestehen, die Eitelkeit der Jugend, mich zu meinem Werk zu bekennen: worauf die Lords Somers und Halifax sowie der erwähnte Bischof — die damaligen Führer der Whigs — meine Bekanntschaft zu machen wünschten, indem sie mir reichlich Beweise ihrer Achtung und Versicherungen ihres Wohlwollens gaben — nicht zu erwähnen den Earl of Sunderland, der mir ein alter Bekannter war. Sie bedauerten, mir jetzt, nach dem Tode des Königs, nicht mehr dienen zu können, und versprachen mir freigebig die höchsten Ämter für den Fall, dass sie wieder zur Herrschaft kommen würden. Ich wurde bald mit Lord Halifax vertraut, und war so oft bei Lord Somers, als es mir die Förmlichkeit seines Wesens (der einzige unverbesserliche Fehler, den er hatte) angenehm erscheinen liess."

Die Anklage der Lords endete mit ihrer Freisprechung, und Swifts Pamphlet dürfte die allgemeine Stimmung, die diesen Ausgang herbeiführte, unterstützt haben. Wenn es auch bei seiner Mässigung und Gelehrsamkeit auf das grosse Publikum nicht mit der Stärke gewirkt haben wird, wie die späteren Schriften, so ist es doch erklärlich, wenn die Gebildeten und besonders die Politiker ihm Aufmerksamkeit schenkten. Die Argumentation mit Präcedenzfällen und Parallelen aus ferner Vergangenheit, die uns heute einigermassen pedantisch erscheint, war dafür kein Hindernis; sie spielte im politischen Leben Englands damals eine ebenso wichtige Rolle, wie noch heute in seinem Rechtsleben. Und so liessen es sich die Whig-Lords angelegen sein, den Autor, dessen geistige Bedeutung und literarische Fähigkeit ihnen nicht entgehen konnte, durch gewinnende Liebenswürdigkeit und grosse Versprechungen an sich zu fesseln, obwohl der Inhalt seiner

Theorien zu den ihren passte wie die Faust aufs Auge. Swift protestierte nicht dagegen, so gleichsam offiziell zum Whig gestempelt zu werden. Es war nur das Ziel seines Ehrgeizes gewesen, Ansehen und Bedeutung unter den Grossen des Landes zu gewinnen. Durch Bethätigung seines wahren Wesens hatte er es erreicht, ohne seine politischen Anschauungen geändert zu haben. So konnte er, obwohl er sich des inneren Gegensatzes, der ihn von den Whigs trennte, bald bewusst wurde, doch der Ansicht sein, dass dieser ihn nicht auch äusserlich von ihnen zu trennen brauche. Ob und wie er selbst zu politischen Fragen der Gegenwart Stellung nehmen sollte, dieser Gedanke war ihm noch nicht in den Vordergrund getreten. Erst allmählich fing er nun an, über die Unterschiede zwischen „Whig“ und „Tory“ nachzudenken.[1])

Um die Wende des Jahres 1701 wurde das streitsüchtige Unterhaus aufgelöst und eine Neuwahl angeordnet, die zu gunsten der Whigs ausfiel. Aber ehe die Partei dazu kam, die Leitung des Staates fest zu fassen, machte der Tod Wilhelms im März 1702 ihren Hoffnungen ein Ende. Die Thronfolgerin Anna, eine schwache, bigotte, völlig unbedeutende Persönlichkeit, die unter dem Einfluss der klugen, energischen Herzogin von Marlborough stand, umgab sich sofort nach ihrem Regierungsantritt mit streng hochkirchlich gesinnten Tories. Auch Marlborough gehörte zu dieser Partei, der Günstling der Königin, der an der Spitze des englischen Heeres stand. Sein Schwiegersohn Lord Godolphin wurde Grossschatzmeister, Lord Nottingham, ein starrer Anglikaner, Staatssekretär. Obgleich die Tories ihren Prinzipien und ihrer Tradition nach nicht mit dem von Wilhelm gegen Frankreich vorbereiteten Kriege einverstanden sein konnten, so stimmten sie doch jetzt dafür in der wohlerwogenen Absicht, die Macht und den Einfluss ihrer Führer, in deren Händen seine Leitung lag, zu festigen. Im Laufe des Jahrzehnts kamen sie indessen wieder auf ihre Friedenspolitik zurück,

[1]) Vgl. Works III, 180.

und Marlborough und Godolphin, die — ein typisches Bild englischer Politik — um keinen Preis einen Krieg beendigen wollten, der ihnen das höchste Mass von Macht, Ansehen und pekuniären Vorteilen verschaffte, wendeten sich nun den Whigs zu. Sie gewannen die Unterstützung dieser Partei für ihre Pläne, indem sie ihr zur Majorität im Parlament verhalfen, sie mit Staatsämtern bedachten und ihr in der inneren Politik mancherlei Konzessionen machten. Auf dieser Bahn weitergedrängt, beriefen sie schliesslich — halb wider ihren Willen, da sie die tiefgehende Abneigung der Königin gegen alles Freisinnig-Whiggistische kannten — ein ausgesprochen whiggistisches Parteiministerium. Da aber trat i. J. 1710 die Reaktion ein. Anna entliess die bisherigen Minister, sagte sich von der Herzogin von Marlborough los und berief ein toryistisches Ministerium[1]), an dessen Spitze Robert Harley, der spätere Lord Oxford, und Henry St. John, der spätere Lord Bolingbroke, standen. —

Swift war in dieser Periode so gut wie garnicht politisch thätig, obwohl er allen Grund dazu gehabt hätte, wenn er an den Interessen der Partei innerlich Anteil genommen hätte. Von „bedeutenden Diensten", die er den Whigs geleistet haben soll, kann nicht die Rede sein. Betrachten wir im Einzelnen, wie er anfangs der Politik fern stand, wie er allmählich an kirchenpolitischen Fragen Anteil zu nehmen und dann sich selbst damit zu beschäftigen begann, und wie, je näher er auf sie einging, desto deutlicher der Gegensatz zwischen seinen und den whiggistischen Anschauungen in seiner ganzen Unversöhnlichkeit hervortrat.

Im Dez. 1703 äusserte er sich von London aus brieflich über die politische Bewegung, die er dort miterlebte. Die Gemüter waren damals stark erhitzt im Streit um die „Gelegentliche-Konformitäts-Bill", durch die den Dissentern seit einigen Jahren gestattet worden war, unter der Bedingung,

---

[1]) Vgl. F. Salomon, Geschichte des letzten Ministeriums Königin Annas von England und die engl. Thronfolgefrage. Gotha 1894.

dass sie einmal das Abendmahl nach anglikanischem Ritus nahmen, Ämter im Staatsdienst und in der Lokalverwaltung zu bekleiden, was nach einem älteren Gesetz, der „Testakte", nur Mitgliedern der Hochkirche möglich war. Als die Tories 1702 die Majorität im Parlament wieder errangen, bemühten sie sich, wie schon früher öfter, die Aufhebung der Occasional Conformity Bill durchzusetzen, um so das Monopol auf alle Ämter zu haben. Der Antrag auf Aufhebung ging auch im Unterhause durch, fiel aber in dem gemässigt und whiggistisch gesinnten Oberhaus. „Ich wünschte", schrieb Swift damals an Dr. Tisdall in Irland[1]), „Ihr wärct einige Tage hier gewesen, um das Partei- und Fraktionstreiben zu beobachten; es war hitziger als alle, die ich kennen gelernt habe . . . Es war so allgemein, dass, wie ich bemerken konnte, die Hunde auf der Strasse viel schmäh- und streitsüchtiger waren als gewöhnlich; und noch am Abend, ehe der Antrag eingebracht wurde, hatte ein Komitee von Whig- und Tory-Katzen eine sehr heisse, laute Debatte auf dem Dach unseres Hauses. Aber warum sollen wir uns darüber wundern, wenn sogar die Damenwelt sich in hoch- und niederkirchliche Parteien spaltet und aus lauter Eifer für die Religion kaum noch Zeit hat zu beten? Was mich selbst angeht, so bin ich sehr in Verlegenheit, obgleich ich von einigen hochstehenden Personen sehr gedrängt worden bin, meine Ansicht öffentlich auszusprechen. Wenn die heiligsten Versicherungen der Menschen glaubwürdig sind, so darf ich annehmen, dass verschiedene, die gegen diesen Antrag (auf Aufhebung) waren, trotzdem die Kirche wirklich lieben und den Presbyterianismus hassen und verachten. Ich drang deswegen in Lord Peterborough[2]), gerade als der Antrag eingebracht wurde, und er versicherte mir feierlichst, dass, wenn von der Ablehnung des Antrags auch nur die leiseste Schädigung hochkirchlicher Interessen zu erwarten stände, oder den Dissentern ein Gefalle damit gethan würde, er lieber

[1]) Works XV, 266.

[2]) Ein thätiger, bedeutender General, damals Whig, später Tory; trotz seiner Liederlichkeit und seines Atheismus ein lieber Freund Swifts.

seine rechte Hand verlieren als gegen ihn sprechen wollte. Das gleiche Bekenntnis erhielt ich vom Bischof von Salisbury, von Lord Somers und einigen anderen, so dass ich nicht weiss, was ich denken soll, und daher nicht mehr denken werde". Aus derselben Zeit stammt, wie man annimmt, folgende Briefstelle: „Die Pest auf Dissenter und Independenten! Ich würde meinen Kopf ebensogern dazu anstrengen, um gegen eine Laus oder eine Fliege zu schreiben". — Beide Stellen beweisen, dass der radikale Anglikaner in seiner niederkirchlichen Umgebung bereits arg in Verlegenheit ist. Er sucht vergebens die Passivität, zu der er sich den Bestrebungeu der Dissenter gegenüber aus äusseren Rücksichten gezwungeu sieht, vor sich selbst zu rechtfertigen, indem er bedeutende Staatsmänner um Rat fragt; er beruhigt sich bei ihrem Bescheid nicht, denn er weiss, wie befangen ihr Urteil ist. Das Dilemma macht ihn um so grimmiger gegen die Dissenter, nnd schliesslich tröstet er sich mit der Idee, sie seien seine Feindschaft nicht wert. Wenn er daueben in ungeduldige Klagen ansbricht, und seine eigene Unruhe verwünscht, die ihn in eine Stellung hineingetriebeu habe, in der er für all' seine Aufregung nur Worte und leere Wünsche erhalte, so ist das noch nicht als ein Zeichen äusserer Disharmonien zn betrachten. Äusserungen dieser Art finden sich in sämtlichen Abschnitten seines Lebens und entspringen subjektiven Gründen.

In den Uuterschied von „Whig" und „Tory" kann er sich nicht hineinlebeu. 1706 schreibt er von Dublin aus an John Temple, den Sohn seines ehemaligen Gönners: „Der Gegensatz Whig—Tory hat alles verdorben, was hier noch erträglich war, indem er in Freundschafts- und Bekanntschaftsverhältnisse eindrang und sie unterminierte; und doch erscheint es mir ebenso nahe liegend über Copernicus und Ptolemäus zu streiten wie über den Grossschatzmeister (einen Whig) und Lord Rochester (einen Tory); wenigstens für Privatleute und an einem so entlegenen Schauplatz . . ."[1])

Auch die Minister hatten nicht viel von dem „Freundschaftsverhältnis", das sie mit Swift geschlossen hatten. Bald

[1]) Vgl. Forster, Life o. S. 182 f.

nach ihrem Regierungsantritt hatte Anna die Lage des englischen Klerus dadurch wesentlich gebessert, dass sie ihm die Leistung der Annaten und Zehnten erliess, die die Krone von altersher zu beanspruchen hatte. Auf den irischen Klerus, der sich in einer viel schlechteren Lage befand als der englische, war diese Wohlthat nicht ausgedehnt worden, und so beschlossen die irischen Bischöfe, durch Vermittlung der Minister bei Anna deswegen vorstellig zu werden. Swift trat dabei mit grösstem Eifer für die Interessen seiner Kirche ein und liess sich den offiziellen Auftrag geben, die Angelegenheit bei den englischen Ministern zu vertreten. Zwei Jahre lang bestürmte er nun seine hohen Freunde mit unermüdlicher Energie und mit einer kaum anders als naiv zu bezeichnenden Rücksichtslosigkeit. Denn was konnte den Plänen und Neigungen der Whigs mehr entgegenlaufen als eine Begünstigung der verhassten Hochkirche, sobald sie nicht mit einer Gegenleistung verbunden war? Die einzige Gegenleistung aber, an der ihnen lag, wurde ihnen von der Kirche und voran von Swift rundweg abgeschlagen. Swift schrieb damals einem Bekannten, er hätte gehört, die Minister wollten den Erlass der Abgaben nur unter der Bedingung durchsetzen, dass sich der irische Klerus der von ihnen geplanten Aufhebung der Testakte nicht weiter widersetzte. — Swift meint, er könne das Gerücht unmöglich glauben; es sei ganz unnötig, daran zu denken oder davon zu reden. So erreichte er denn auch bei den Ministern nichts; sie hielten den unbequemen Bittsteller mit Versprechungen und leeren Entschuldigungen hin. Davon aber wurde Swift sehr empfindlich berührt; denn er setzte seinen Stolz darein, dritten Personen durch seine Verbindungen Wohlthaten und Vergünstigungen zu verschaffen.

Auch persönlich erlebte er i. J. 1708 eine bittere Enttäuschung, indem er bei der Neubesetzung eines Bistums übergangen wurde, obwohl die Minister ihm versprochen hatten, nach Kräften für ihn einzutreten. Er empfand den Fehlschlag mit leidenschaftlicher Bitterkeit als eine persönliche Kränkung, obwohl sein Stolz ihm verbot, sich die Enttäuschung allzusehr anmerken zu lassen. Er hatte wohl nicht Unrecht,

als er den Ministern den verblümten Vorwurf machte, wenn sie sich wirklich angestrengt hätten, hätten sie seine Ernennung durchsetzen können. Die Whig-Minister hatten damals in der That unbedingte Macht, auch der Königin gegenüber. Aber Swifts radikaler Anglikanismus, der ihnen kein Geheimnis sein konnte, musste sie abhalten, ihm zu Macht und Einfluss zu verhelfen. Es war zu wahrscheinlich, dass sie damit der eigenen Sache empfindlich geschadet hätten.

Der Streit um die Testakte fesselt Swifts Aufmerksamkeit unausgesetzt, und er gerät bei jedem Versuch der Whigs, sie aufzuheben, in Aufregung; April 1708 schreibt er von London nach Irland: „Der irische Sprecher ist hier mit der Forderung aufgetreten, die Testakte solle durch einen Beschluss des hiesigen Parlaments aufgehoben werden; ich hoffe, man wird ihn dafür vor Gericht bringen, wenn Euer Parlament wieder zusammentritt . . . Bitte, bemüht Euch in Eurem Kreise darum, dass die Herren der irischen Kirche eine Adresse senden, um die Königin und die Minister über die Testakte aufzuklären; . . . sonst muss man fürchten, dass sie hier in der nächsten Sitzungsperiode aufgehoben wird; und das wird von furchtbaren Folgen sein, sowohl im Hinblick auf die Sache wie auf das Verfahren, indem das hiesige Parlament sich in rein irische Angelegenheiten hineinmischt . . .“ Wir sehen hier zum ersten Mal eine Spur des irischen Partikularismus, dessen Bethätigung der letzten Periode seiner politischen Wirksamkeit (von 1714 an) ihren Inhalt giebt.

Es ist ihm allmählich völlig klar geworden, dass er zwar persönlicher Freund, aber nie Parteigenosse der Whigs sein könne, und er wünscht auch den leisesten Schein zu vermeiden, als ob er mit ihren antikirchlichen Tendenzen einverstanden sei. Ende 1708 schreibt er an Erzbischof King zu Dublin: „ . . . obwohl ich keine Lust habe, mich in Staatsgeschäfte zu mischen, da ich nur das Interesse eines Privatmannes an ihnen habe, so möchte ich doch bei den jetzigen Veränderungen (im Ministerium), da ich nicht weiss, wie stark sich gegebenenfalls meine Freunde bemühen werden, mich in den Dienst des Whig-Ministerums zu ziehen, Ew. Gnaden

UNIVER

bitten, in einem derartigen Fall das Beste von mir zu denken und Sich versichert zu halten, dass mich niemals die Aussicht, mein Glück zu machen, veranlassen wird, anders zu handeln, als es einem Mann von Gewissen und Ehre und einem aufrichtigen Freunde der Staatskirche ziemt." Er berichtet dann — ein Beweis, wie wenig Anlass und Neigung er auch jetzt noch zur Teilnahme am innerpolitischen Leben hat —, er denke, in kurzer Zeit einen Sekretärposten bei der englischen Gesandtschaft in Wien antreten zu können, den ihm die Minister bereits versprochen hätten: „damit gehe ich den Parteien aus dem Wege, bis ich, so es Gott gefällt, eine Stellung erhalte, in die ich mich zurückziehen kann, und die nicht gerade verächtlich ist". — „Wenn sie die Dinge zu weit treiben, so werde ich lieber nach Wien oder nach Laracor gehen als mich ihnen anschliessen", sagt er ein andermal. Er beklagt sich sehr bitter darüber, dass man ihn in klerikalen Kreisen beschuldigt hat, er sei für Aufhebung der Testakte: „Das ist wahrscheinlich alles, was ich von der Gesellschaft habe, in der ich verkehre. Ich werde behandelt wie ein Nüchterner mit dem Gesicht eines Trunkenbolds; ich trage den Schimpf des Lasters, ohne seine Lust zu geniessen. Ich habe den Ministern mit grossem Freimut meine Meinung gesagt, sie würden nie imstande sein, die Testakte aufzuheben, wenn nicht unvorhergesehene Änderungen eintreten; und sie glauben alle, ich weiche in diesem Punkte von ihnen ab." Er nimmt in der Form seines Widerspruchs allerdings Rücksicht; er erzählt, er habe vor einiger Zeit Lord Somers seine Ansicht über die Testakte dargelegt: „ . . . mit so viel Sanftmut, als ich konnte; denn ich bin einerseits geneigt und verpflichtet, die Freundschaft, die er mir bezeugt, anzuerkennen, und ausserdem ist er eine Persönlichkeit, deren Hilfe ich in der Angelegenheit der Annaten in Anspruch zu nehmen denke".

Auch die Minister legten Wert darauf, die guten Beziehungen formell aufrecht zu erhalten. Noch im Okt. 1709 schrieb Lord Halifax einen ebenso liebenswürdigen wie nichtssagenden Brief an Swift. Er schämt sich, zugleich im Namen

seiner Freunde, „so viel Verdienst und so grosse Fähigkeiten unbelohnt zu sehen“, und beteuert, er werde in seinen Bemühungen nicht nachlassen, bis Swifts Würdigkeit ins rechte Licht gestellt sei. „In aufrichtiger Bewunderung und unwandelbarer Freundschaft der Eurige“, unterschreibt er seine Verbindlichkeiten. Im März hatte Swift ein kleines Buch von ihm zum Geschenk erhalten. Swift hatte selbst darum gebeten und den Lord dabei ersucht, zu beachten, dass es das Einzige sei, was er je Gutes von der Partei erfahren habe.

So konnte Swift nur hoffen, dass ein Wechsel im Ministerium ihn aus seiner schiefen Stellung befreien würde. Er rechnete darauf, bei dem neuen Ministerium Anerkennung zu finden, schon deswegen, weil er, wie er sagt, dafür habe leiden müssen, dass er sich in die bisherige Welt nicht gefügt habe.

Das einzige politische Gedicht Swifts aus dieser Periode, die so oft fälschlich als seine „whiggistische Periode“ bezeichnet worden ist, trägt einen ganz und gar anti-whiggistischen Charakter.[1]) Es ist gegen die im Jahre 1707 geschlossene „Union“ von England und Schottland gerichtet, wohl die hervorragendste innerpolitische That des Whig-Ministeriums, von Lord Somers zustande gebracht, von Lord Halifax, Bischof Burnet und den anderen whiggistischen Staatsmännern kräftig unterstützt. Swift liess sich auch durch seine Freundschaft mit ihnen nicht abhalten, sein absprechendes Urteil sehr energisch zum Ausdruck zu bringen. Der leidenschaftliche, persönliche Hass, den er gegen die Presbyterianer hegte, gab es ihm ein. Denn er übertrug diesen Hass auf Schottland, wo der Presbyterianismus in erbittertem Kampf über die Episkopalkirche gesiegt hatte. Der Gedanke, dieses Land mit England vereinigt zu sehen, war ihm unerträglich. Einmal wurde ja damit die schottische Kirche offiziell anerkannt, und so die Möglichkeit, das Episkopalsystem dort wieder einzuführen, stark verringert; und sodann musste man fürchten,

[1]) Works XIV, 67 f.

dass das presbyterianische Element in England selbst an der Landeskirche und an der parlamentarischen Vertretung des Nachbarstaates einen gefährlichen Rückhalt finden würde. Wir werden über Swifts kirchenpolitische Anschauungen noch zu sprechen haben. Was er gegen die andere Kirche vorbringt, ist nicht eine logische, oder auch nur ruhige Begründung seiner Opposition, sondern seine persönliche, aus dem apriorischen Gefühl elementaren Hasses heraus geborene Anschauung. Er höhnt über das Unwürdige, Unnatürliche und Gefährliche des Schrittes und prophezeit, nach dieser Schwächung werde die Prügelei der Parteien untereinander das Reich zu grunde richten. Als das Ministerium die Verfügung erliess, es dürfe bei Strafe nicht gegen die Union geschrieben werden, nahm Swift das sehr übel. In einer Prosaschrift aus dem Jahre 1708 äussert er sich voll Groll darüber[1]). Spottend preist er die Gerechtigkeit, die man damals bewiesen habe, und die schonende Rücksicht, die auf das Publikum und die Presse genommen worden sei. Die Majorität des Volkes sei nicht für, sondern gegen die Union gewesen, und die Minister hätten gegen das Grundgesetz des Landes gehandelt, das die öffentliche Meinung als die Stimme Gottes betrachte. — Swift trat hier einmal, weil es seinen augenblicklichen Wünschen entsprach, für die Pressfreiheit ein, die zwar offiziell seit dem Jahre 1694 bestand, aber von Ministern beider Parteien im Einzelnen nach Belieben eingeschränkt wurde.

Im Jahre 1708 erschien, angeregt durch den Sieg des Herzogs von Marlborough bei Oudenarde ein Gedicht: „Hans Franzmanns Klage“ (Jack Frenchman's Lamentation)[2]), das im Ton eines volkstümlichen Spottgedichtes die Erfolge der englischen Waffen schildert. Es wird Swift zugeschrieben, aber meiner Ansicht nach nicht mit Recht. Wenn Swift der Ton des humoristischen Volksliedes so zu gebote gestanden hätte, wie er in diesem ausserordentlich gelungenen Gedicht znm Ausdruck kommt, so würde er, wie man vermuten darf,

[1]) Works VIII, 61 f.
[2]) Works XII, 259 ff.

öfter davon Gebrauch gemacht haben. Sodann ist es bei Swifts ganzer Denkweise mehr als unwahrscheinlich, dass er kriegerische Erfolge gefeiert haben soll, umsomehr, als er dem Herzog keineswegs irgendwie nahe stand. Und schliesslich ist auch in Gedankengang und Ausdruck des Liedes von Swifts in beiden Dingen durchaus charakteristischer Eigenart nichts zu finden.

In demselben Jahre wie das Gedicht erschien eine bedeutendere Prosaschrift Swifts, in der er seine Stellung zu den grossen innerpolitischen Bewegungen fixierte: „Die Anschauungen eines Hochkirchlichen über Religion und Verfassung". (The Sentiments of a Church of England Man, With Respect to Religion and Government).[1]) Wie der Titel angiebt, baut sich sein staatsbürgerliches Denken auf seinem Verhältnis zur Hochkirche auf: erst ist er Hochkirchenmann, dann Christ und Staatsbürger.

An den Anfang seiner Ausführungen stellt er, mit bezeichnender Kürze, die Forderung, jeder, der sich als Angehörigen der Hochkirche betrachte, solle an einen Gott und seine Vorsehung, an eine geoffenbarte Religion und an die Gottheit Christi glauben. Dann geht er auf den Streit zwischen der Hochkirche und den Dissentern ein.

Das Episkopalsystem will er nicht erst auf sein vielumstrittenes „göttliches Recht" hin prüfen. Schon allein deswegen, weil es das älteste, für die Aufrechterhaltung der Moral praktischste und für das Land passendste ist, würde er es gegen jeden Eingriff und Angriff verteidigen — ausser gegen die eigene Legislative. Die äusseren Ceremonien und der Ritus könnten vielleicht dem idealen Plan, eine Vereinigung aller Christen herbeizuführen, geopfert werden, da sie an sich unwesentlich sind. Aber mit Recht macht der Klerus seine Zustimmung zu dieser Forderung davon abhängig, dass die Legislative sich verpflichtet, durch entsprechende Gesetze

[1]) Works VIII, 239 ff.

jede weitere Sektenbildung für alle Zukunft unmöglich zu machen. Gegen die vorhandenen Sekten muss man Toleranz üben, weil sie einmal da sind, und man sie nicht gut mit Gewalt vernichten kann, solange sie nicht direkt gefährlich werden. An sich ist alles Sektenwesen ein Übel, und wenn man es nicht völlig beseitigen kann, so soll man es wenigstens unschädlich zu machen suchen; das muss vor allem dadurch geschehen. dass die Regierung bei allen Ämterverleihungen, Beförderungen u. dgl. nur Anglikaner berücksichtigt. Es ist ein verkehrtes Prinzip, jedem Einzelnen die Möglichkeit geben zu wollen, seinem Vaterlande zu dienen, wie er will; denn dann könnte man auch für Papisten, Atheisten, Muhamedaner, Juden und Heiden staatsbürgerliche Rechte verlangen. Die holländischen Verhältnisse, die von den Freunden unbedingter Toleranz immer als Muster angeführt werden, können nicht massgebend für England sein; die Vorbedingungen sind dort ganz andere, und überhaupt trägt dieses Gemeinwesen die Kennzeichen einer vorübergehenden Erscheinung.

Auch die Aufnahme von Ausländern, die um ihres Glaubens willen haben fliehen müssen, verurteilt Swift sehr scharf. Er wendet sich damit direkt gegen das Whig-Ministerium, das Tausende von kalvinistischen Pfälzern ins Land gezogen hatte, den Dissentern eine erwünschte Verstärkung ihrer Partei.

Den Mitgliedern der Hochkirchenpartei lässt sich zwar, wie Swift bemerkt, vorwerfen, dass sie oft einzelne Geistliche persönlich in sehr unwürdiger Weise behandeln. Aber von den Whigs wird der Klerus ebensowenig geschont, da man ihn bei jedem Angriff auf die Hochkirche mit dieser identifiziert. Die Whigs hätten sich eine Majorität unter der Geistlichkeit verschaffen können, wenn sie gegen die antikirchlichen Pamphlete weniger nachsichtig gewesen wären, in denen die schlechtesten und verworfensten Subjekte der Partei unaufhörlich von dem Ehrgeiz, der Unversöhnlichkeit und Habgier der Geistlichen, von Priesterherrschaft, engherzigen Anschauungen und jakobitischen Einflüssen der Universitäten auf die Jugend Wunderdinge zu erzählen wussten. Dabei wurde, wie

es scheint, ganz vergessen, dass die Hochkirche es war, von der der Widerstand gegen Jakob II. ausging, während die Dissenter sich ihm fast allgemein anschlossen. Man kann daher die Art, in der der Klerus gegenwärtig von manchen Seiten angegriffen wird, nur mit Abscheu bemerken, umsomehr als dabei nicht die geringste Rücksicht genommen wird auf die Verzeihlichkeit allgemein menschlicher Schwächen. Wie ungerecht ist es, einer Kirche, der man seit zweihundert Jahren jede Art von weltlicher und viel von ihrer geistlichen Macht genommen hat, Durst nach Reichtum und Macht, also die Fehler einer um 1000 Jahre zurückliegenden papistischen Zeit vorzuwerfen. Es ist ein Skandal, dass Bücher, die unter dem Deckmantel einiger populärer Schlagwörter die Grundlagen aller Frömmigkeit und Religion untergraben, gedruckt werden dürfen.[1])

Kirchenspaltungen sind nicht immer und unbedingt zu verdammen, aber auch keineswegs damit zu entschuldigen, dass man sagt, Gott finde Gefallen an der Mannigfaltigkeit der Formen des Glaubens und der Anbetung. Das Schisma, für das ohne Zweifel immer die Konfession verantwortlich zu machen ist, die von der Staatsreligion abweicht, ist schon vom politischen Standpunkt aus ein Übel; denn es erzeugt eine Partei, die stets bereit ist, um ihrer besonderen Interessen willen jede etwa entstehende Unruhe zu schüren. Will die Regierung diese Gefahr vermeiden, so gewähre sie den Sekten so viel Bequemlichkeit und so wenig Macht als möglich.

Es ist Torheit, im anglikanischen Klerus den Geist unduldsamer Verfolgung entdecken zu wollen; es handelt sich ja nicht um seine Einkünfte und Würden und um seine Macht, sondern um die des Staates. Nicht aus persönlichem Interesse beschäftigt sich der Klerus mit der Frage der Toleranz; nur aus Besorgnis für den Frieden des Staates bekämpft er die Dissenter.

Bei der „gemässigten Partei“, d. i. den Whigs, ist von Mässigung wenig zu finden. Wenn die Anschuldigungen, die

[1]) Das ist Swifts Urteil über den Deïsmus!

von den Whigs gegen die Tories und umgekehrt erhoben werden, der Wahrheit entsprächen, so bliebe nichts übrig als diese sowohl wie jene aufzuhängen. Glücklicherweise versteht die Menge des Volkes Scherz und nimmt Übertreibungen nicht wörtlich.

Der Verfasser geht sodann zur Politik im engeren Sinne über. Die beiden Parteien streiten, wie er glaubt, im Grunde genommen um reine Äusserlichkeiten. In den Grundprinzipien: „Loyalität gegen die Königin, Abschwörung des Prätendenten, Vertretung der protestantischen Thronfolge und einem Revolutionsprinzip, Anhänglichkeit an die Staatskirche und Toleranz gegen die Dissenter“ stimmen sie ja doch überein.

Ein Hochkirchenmann glaubt nicht, dass irgend eine Staatsform Gott angenehmer sei als eine andere. Er sieht die wichtigsten Vorbedingungen für eine günstige Entwicklung des Staates nicht in seiner Verfassung, sondern in der Sittlichkeit seiner Bewohner.

Die Verfassung hat den Zweck, Leben und Eigentum des Einzelnen durch Gesetze von unbedingter, allgemeiner Giltigkeit zu schützen. Wenn die höchste Gewalt von einem oder von mehreren, die nicht Vertreter der Gesamtheit sind, ausgeübt wird, so ist die Verfassung aufgehoben. Die absolute Monarchie ist schlimmer als die Anarchie. Man sagt zwar, ein Mensch könne nichts für seine Ansichten; aber wenn jemand im Endresultat einen Fehler findet, so muss er wohl zugeben, dass er sich irgendwo verrechnet hat. Das gilt z. B. auch bei denen, die für das absolute Königtum eintreten; denn ihre Theorie führt zu ganz verkehrten Schlussfolgerungen. Man sollte sie geradezu als Feinde der Menschheit behandeln. Man kann nicht leugnen, dass auch der Klerus vor der Revolution diese Ansicht vertreten hat. Aber man erkennt daran nur, dass selbst Personen des heiligsten Standes nicht von menschlichen Schwächen frei sind. Doch hatten sich die meisten von den Klerikern, die die Doktrin des passiven Gehorsams predigten, durch den Ausdruck „höchste Gewalt“ irreführen lassen, indem sie darunter den König verstanden, anstatt die gesamte Legislative; denn sie besassen nicht die

geringste Kenntnis der Verfassung. Schon Hobbes verwechselte ja die Administrative mit der gesetzgebenden Gewalt; diese ist es allein, die im Staate die höchste, unbeschränkte Macht in Händen hat, und der gegenüber jeder Widerstand ungesetzlich ist. Wenn einige Geistliche diese Lehre aus Unwissenheit auf den König anwandten, ohne zu sehen, dass sie damit die Menschheit zu Sklaven erniedrigten, so war das Motiv jedenfalls ein gutes: ihre Absicht war, einer Wiederkehr der Revolution vorzubeugen. Jede Staatsform ist gleich gesetzlich, aber nicht jede für jedes Land gleich passend. Freiheit und Geistesbildung, die immer Haud in Hand gehen, gedeihen nirgends besser als in einer Monarchie, die nach dem Prinzip eingerichtet ist, dass die Administrative nie in zu wenig, die Legislative nie in zu viel Hände gelegt werden kann. In diesem Sinne ist die englische Verfassung die beste der Welt, und sie ist so glücklich mit der Kirchenverfassung verbunden, dass, wer sie bekämpft, auch diese angreift.

Im Interesse einer ruhigen Entwicklung ist die Erbmonarchie der Wahlmonarchie vorzuziehen. Das Erbrecht sollte so heilig gehalten werden, dass nie von der Erbfolge abgewichen wird, ausser wenn die Verfassung in Gefahr ist; und das nicht aus dem Grunde, weil das innere Recht oder Verdienst einer bestimmten Familie es fordert, sondern weil sonst der Staat unaufhörlich durch ehrgeizige Rivalen bedroht werden würde. Wäre dieser letzte Umstand nicht, so wäre die Wahlmonarchie das vollkommenste Staatswesen, das es geben kann. Die Unterscheidung zwischen einem König de jure und einem König de facto ist abgeschmackt. Denn das Volk kann ein bestehendes Recht aufheben, und jeder König, der mit Zustimmung des Volkes regiert, d. h. mit beschränkter Prärogative, ist als König de jure zu betrachten, mag er auch ursprünglich als Eroberer in das Land gekommen sein und sich den Einschränkungen erst später unterworfen haben. Es giebt Leute, die behaupten, dass die Erbfolge unbedingt unter allen Umständen einzuhalten sei; sie meinen, der Fürst habe wie jeder andere Mensch das Recht, sein ererbtes Besitztum nach Belieben zu vergeuden, und sei nur Gott dafür verantwortlich. Aber dieses

Argument ist töricht. Wie wir einem Arzt, der seine Patienten vergiftet, und einem Priester, der gegen Moral und Religion predigt, die Ausübung ihrer Berufe verbieten, so — und sogar mit noch besserem Rechte — können wir dasselbe auch bei einem Fürsten thun, wenn das Glück einer ganzen Nation auf dem Spiele steht. Ausserdem kann die Legislative über das Eigentum des Fürsten ebenso verfügen wie über das jedes Einzelnen. Die Erfahrung lehrt, dass der alte Satz „Die höchste Gewalt in einem Staate kann kein Unrecht thun“ sich nur auf die gesamte Legislative beziehen kann.

Mit diesen Gründen allein lässt sich die Ausschliessung des Prätendenten rechtfertigen; ihn als untergeschobenes Kind zu bezeichnen, ist ein „populäres Argument“.

Die Abdankung Jakobs II. ist nicht erzwungen worden. Möglicherweise „erleichterte man ihm die Abreise“; aber dass ihm das Schicksal seines Vaters gedroht habe, davon kann keine Rede sein. Und da das Volk annahm, dass der Thron erledigt sei, so hatte es die Freiheit, sich selbst eine Verfassung zu wählen.

Nur ein wirklich gewichtiger Einwand lässt sich gegen die Revolution vorbringen, der einen gewissenhaften Mann abhalten könnte, sie anzuerkennen. Da nämlich nur die gesamte Legislative, d. h. König, Oberhaus und Unterhaus zusammengenommen, Gesetze geben und aufheben kann, so dürfen nicht zwei dieser Teile den dritten gegen seinen Willen ausschliessen und Gesetze aufheben, z. B. das über die erbliche Thronfolge. Das alles ist aber in der Revolution geschehen.

Swift will die Frage, ob auf Grund der früheren englischen Verfassung ein König abgesetzt werden konnte, nicht entscheiden. Verneint man sie, so ergiebt sich die Konsequenz, dass das Volk ohne jede Möglichkeit der Gegenwehr der fürchterlichsten Willkür und Grausamkeit des Fürsten preisgegeben ist; damit aber wird auch der Begriff der beschränkten Monarchie illusorisch. Mit der entgegengesetzten Anschauung dagegen sind keinerlei derartige Konsequenzen verbunden, da es die Fürsten zweifellos stets in ihrer Hand haben, durch

vernünftiges Regieren mit der Majorität des Volkes im Einverständnis zu bleiben.

Zweitens stellt jener Einwurf die Frage, ob die Vertreter des englischen Volkes, aus eigener Autorität versammelt, nach Jakobs Abreise das Recht hatten, die Thronfolge zu ändern. Die Geschichte giebt darauf Antwort. Wir bemerken, dass bei den höchstkultivierten Nationen, wenn ein Fürst wegen schlechter Regierung entfernt worden war, Edele und Gemeine die Regierung versahen und Bestimmungen über die Thronfolge trafen oder auch die Verfassung änderten.

Aus dem Gesagten ergiebt sich: die Freiheit einer Nation besteht in dem Vorhandensein einer mit absoluter, unumschränkter Gewalt ausgestatteten Legislative, in der der Gesamtkörper des Volkes nach Recht und Billigkeit vertreten ist, und einer in der rechten Weise eingeschränkten Exekutivgewalt. Wenn zwei annähernd gleiche Parteien im Staate bestehen, so darf der Fürst nie unter die Leitung oder den Einfluss einer derselben geraten, sondern er muss beiden unabhängig gegenüber stehen. —

Überblicken wir die Anschauungen, die Swift entwickelt, so haben wir vor allem zu konstatieren, dass er sich um eine klare Entscheidung der grossen Prinzipienfragen des Toryismus und Whiggismus: ob die Revolution berechtigt war oder nicht; ob privilegierte Staatskirche oder Toleranz — nicht bemüht. Sein Bestreben ist vielmehr das, einerseits in der Erklärung des Vorhandenen und andrerseits in der Aufstellung allgemeiner Theorien eine zwischen beiden Extremen vermittelnde Richtung zu finden, wie sie der Erfahrung, dem gesunden Menschenverstand und der praktischen Klugheit entspricht. Er erkennt weder das Prinzip der Volkssouveränität an; denn er verachtet den Pöbel als Genius, als Pessimist und als Emporkömmling; noch auch das des passiven Gehorsams, da er instinktiv empfindet, dass es sich angesichts der geschichtlichen Entwicklung der letzten Jahrzehnte nicht halten lässt. Trotz seiner geistigen Freiheit kommt auch er nicht ganz um abstrakte Theorien herum: auch er kennt einen Faktor im Staate, der nach göttlichem Recht Anspruch auf absolute Ge-

walt über die Unterthanen hat, nämlich die Legislative. An eine „freie Verfassung“ im heutigen Sinne denkt er noch nicht. Der Staat ist ihm der Theorie nach noch der „Leviathan“, dem Leben und Besitz des Einzelnen gehören; nur lässt er nicht den König, sondern die gesamte Legislative den Kopf des Ungetüms bilden.

Über Parteiungen urteilt er hier nicht mehr so scharf wie im Jahre 1701, wo er eine Partei als ein unnatürliches Produkt hingestellt hatte, zusammengesetzt aus gewissenlosem Ehrgeiz an der Spitze und urteilsloser Dummheit im Gefolge. I. A. betont er auch hier noch die Unabhängigkeit des persönlichen Standpunktes, und zwar aus ethischen Gründen. Beide Parteien, meint er, bauen sich nicht auf dem Streben nach Wahrheit, sondern lediglich auf der gegenseitigen Opposition auf. Daher kann man sich ihnen nie ganz anschliessen, wenn man nicht entweder seinen Ruf schädigen oder seinem Verstande Gewalt anthun will. „Ich sollte meinen, jeder, der wirklich Wert darauf legt, dass die Verfassung von Kirche und Staat unversehrt bleibt, müsse sich darüber klar sein, dass er das Extrem des Whiggismus um der ersteren, das Extrem des Toryismus um der letzteren willen zu vermeiden hat.“ Er selbst glaubt auf neutralem Standpunkt zu stehen; er ist weder in Verfassungsfragen noch auf religiösem Gebiet bigott. Auch äusserlich bezeichnet er sich als ungebunden, da er mit bedeutenden Mitgliedern beider Parteien verkehre; wenn nicht in gleicher Zahl, so sei das „rein persönlich und zufällig“.

Neben all den vermittelnden Theorien finden sich doch jetzt Äusserungen, die anzudeuten scheinen, dass er nicht immer der kühle Beobachter bleiben wird. „Ein kluger, tüchtiger Mann“, so äussert er u. a., „kann wohl bisweilen dazu veranlasst werden, äusserlich die Ansichten einer gewissen Gruppe von Männern anzuerkennen, obgleich sie vielleicht seinen eigenen zuwider laufen.“ Natürlich darf das aber nur selten vorkommen, und nur dann, wenn es sich um unwichtige Angelegenheiten handelt, und wenn der Betreffende stets das Ziel im Auge behält, einmal in wichtigeren Fragen die Partei zu seiner Meinung herüberziehen zu können. Selbst ein Hoch-

kirchenmann kann mit ruhigem Gewissen den Prinzipien der einen Partei den Vorzug geben, falls er denkt, dass sie den Interessen von Kirche und Staat besser entsprechen; dabei wird er sich allerdings hüten, eine Ansicht nur deswegen zu vertreten, weil seine Partei sie vertritt. Jedenfalls darf niemand mehr neutral bleiben, wenn es zwischen den beiden grossen Parteien „einmal zum Bruch kommen sollte". —

Diese Sätze beziehen sich unmittelbar auf Swifts eigenes Handeln. Er selbst ist es, der sich einer Partei angeschlossen hat, deren Ansichten nicht die seinen sind; es ist seine Anschauung, dass augenblicklich nichts darauf ankommt, wenn er die whiggistischen Pläne durch Stillschweigen zu billigen scheint. Er selbst schmeichelt sich mit der kühnen Hoffnung, zwischen dem anglikanischen Klerus und den Whig-Ministern vermitteln, seine kirchenpolitischen Wünsche mit ihrer Hilfe durchsetzen zu können. Wie locker und äusserlich ihm sein Verhältnis zu den Whigs erscheint, erhellt auch aus dem letzten Satze: Den augenblicklichen Stand der Dinge fasst er nicht als Kriegszustand zwischen den Parteien auf. Sollte dieser eintreten, so hält er es für seine Pflicht, unbedingt Partei zu ergreifen. Nach allem, was wir gesehen haben, konnte das nur heissen: sich den Tories, der Hochkirchenpartei anschliessen.

In welchem Sinne war Swift „Hochkirchenmann"? Die Antwort lautet: im Sinne des rücksichtslosesten weltlichen Egoismus. Er kämpft nicht für das Dogma, sondern um Macht, Würden, Privilegien und Einkünfte für seinen Stand, und zwar nicht mit dem Ideal, ein dienendes Glied des Ganzen zu sein, sondern vor allem mit Rücksicht auf die eigene Person. Er wendet sich auch gegen die Bischöfe der eigenen Hierarchie, sobald sie den Versuch machen, materielle oder soziale Interessen des Klerus ideellen Plänen zu opfern. Es ist also nur eine der mannigfachen schönen Wendungen Swiftscher Dialektik, wenn in der besprochenen Schrift die Besorgnis um das Staatswohl als Motiv der klerikalen Intoleranz angegeben wird. Grade in dieser Schrift finden sich noch eine ganze Anzahl solcher kecker Verdrehungen und Spitz-

findigkeiten. Sein Hass gegen Dissenter, gegen kalvinistische Ausländer und presbyterianische Schotten ist trotz seiner wilden, imposanten Kraft und seiner Sehneidigkeit und Gewandtheit ohne Idealismus und erinnert an das wütende Knurren, mit dem ein Hund seinen Knochen gegen neidische Nebenbuhler verteidigt, und selbst den Herren bedroht, der zu seinen Ungunsten eingreifen will.

Zum Teil wohl aus Überzeugung, hauptsächlich aber aus parteipolitischen Gründen bemühten sich die Whig-Minister unausgesetzt, die Aufhebung der Testakte durchzusetzen. So traten sie auch in den Jahren 1707—8 mit diesem Plane hervor, und zwar wollten sie das Experiment zuerst in Irland versuchen, wo die protestantischen Sekten in Anbetracht des energischen Widerstandes, den sie nach der glorreichen Revolution König Jakob und den katholischen Iren geleistet hatten, ein Recht auf Belohnung zu haben schienen. Aber der anglikanische Klerus Irlands dachte darüber anders, und Swift machte sich zu seinem Wortführer, indem er im Jahre 1708 eine gegen die ministeriellen Tendenzen polemisierende Schrift veröffentlichte: „Brief eines Mitgliedes des irischen Unterhauses an ein Mitglied des englischen Unterhauses über die Abendmahlsprobe". („A Letter from a Member of the House of Commons in Ireland, to a Member of the House of Commons in England, Concerning the Saeramental Test".)[1])

Swift konstatiert, dass in England falsche Darstellungen einzelner Vorgänge in Irland wie der irischen Verhältnisse überhaupt verbreitet werden; Urheber sind vor allem die lügenhaften, unverschämten Woehenzeitungen, und die Absicht dabei ist, die öffentliche Meinung für die geplante Aufhebung der Testakte zu gewinnen.

So stark man in Irland zu der Annahme neigt, meint Swift ironisch, dass es nur zum Besten des Landes ist, wenn ihr in England euch mit unseren Angelegenheiten befasst, so ist es uns im vorliegenden Falle doch unmöglich, eure Pläne

[1]) Works VIII, 340 ff.

auf andere Motive zurückzuführen als auf die folgenden: Einmal glaubt ihr, so den ersten Schritt thun zu können, um das gleiche Ziel in England selbst zu erreichen; zweitens wollt ihr auf diese Weise gewisse Elemente belohnen, die euch zu Dank verpflichtet haben. Natürlich wird Irland stets England gegenüber nach dem Prinzip handeln: „Der Himmel verhüte es, dass mein Leben gegen die geringste seiner Bequemlichkeiten ins Gewicht falle!“ (Forbid it, Heaven, my life should be Weight with her least conveniency!)

Indessen ist es einmal unsere unmassgebliche Meinung, dass wir von dem Bestehen der Testakte Vorteile haben, die wir nach ihrer Aufhebung nicht mehr haben würden.

Wenn sich die Dissenter in den Revolutionskriegen Verdienste erworben haben, sind sie nicht bereits genügend dafür belohnt, indem sie Sicherheit ihrer Freiheit, ihres Eigentums, ihrer Religion geniessen? Die anglikanische Kirche hat das Vorrecht, die Religion der Legislative zu lehren, sie ist die gesetzlich eingeführte Staatskirche. Wenn die Testakte aufgehoben würde, würde sie das nicht bleiben können. Die andern Konfessionen würden es dann bald durchsetzen, dass auch ihre Geistlichen vom Staat unterhalten würden, worauf sie ja nach der merkwürdigen Ansicht der Freidenker ebensoviel Anspruch haben wie der anglikanische Klerus.

Der Verfasser wiederholt hier Argumente, die uns bereits bekannt sind; noch seien Anglikaner genug da, um die Ämter mit ihnen zu besetzen; was man zu gunsten der Dissenter anführe, könne ebenso für Heiden und Ketzer geltend gemacht werden; Papisten z. B. würden als Beamte nicht so gefährlich sein wie Dissenter.

Das schwerste Bedenken, das sich gegen die Aufhebung der Akte erhebt, ist, dass man eine völlige Umgestaltung der religiösen Verhältnisse des Landes erwarten muss. Schon jetzt ist das anglikanische Element in Irland durch die massenweise aus Schottland eingewanderten Presbyterianer stark bedrängt. Werden diese Leute erst einmal zu Ämtern zugelassen, so werden sie allmählich die Herrschaft im Lande an sich reissen, ihre Religion zur Nationalreligion machen, und

die Einkünfte der Hochkirche mit Beschlag zu belegen. Ist doch bereits von presbyterianischer Seite die Äusserung gefallen, man hoffe, bald keinen anglikanischen Geistlichen mehr im Königreiche zu sehen!

Glücklicherweise besteht nicht die geringste Aussicht, dass das irische Parlament für die Aufhebung stimmen wird. Denn hier stehen sich nicht hochkirchliche Tories und dissenterfreundliche Whigs gegenüber, sondern auf der einen Seite stehen gemässigte, hochkirchliche Whigs, auf der andern Presbyterianer und persönliche Feinde der Kirche. Alle diese Whigs und ebenso die Bischöfe werden sich dem Antrag widersetzen. Dasselbe gilt vom gesamten Klerus, dessen Urteil im Lande um so höher geachtet wird, als man weiss, dass er an der Frage persönlich nicht beteiligt ist und daher am besten unparteiisch entscheiden kann, ob etwas im Interesse der Religion und des Staates liegt.

Die beiden Gründe, die für die Aufhebung sprechen sollen, beruhen auf einer Verdrehung der Thatsachen oder auf Irrtum. Davon, dass die gefahrdrohende Stärke des Katholizismus einen festen Zusammenschluss aller protestantischen Bekenntnisse unbedingt nötig mache, ist uns hierzulande nichts bekannt. Die Papisten sind schon durch ihre Mittellosigkeit in Ohnmacht versetzt. Ferner bieten uns ihnen gegenüber die Gesetze hinreichenden Schutz. Und schliesslich ist garnicht anzunehmen, dass sie nach den furchtbaren Misserfolgen der letzten Kriege den Mut zu neuen Angriffen finden werden.

Zweitens fordert man die Aufhebung von dem idealen Gesichtspunkt aus, dass sie ein Schritt sei zur Vereinigung aller protestantischen Bekenntnisse. Aber gegen dieses Ideal lässt sich manches einwenden. Es ist doch ein merkwürdiges Verfahren, verschiedene Parteien dadurch zu vereinigen, dass man die Majorität ihrer alten Rechte beraubt und diese einer Fraktion überträgt, die überhaupt nie welche besessen hat und daher weder Verlust noch Gewalt erleidet, wenn man ihr keine giebt.

Spottend, doch mit wohlberechneter Absicht, erhebt der Autor die Frage, ob man, wenn die presbyterianische National-

kirche erst begründet sein werde, den Anglikanern, die dann die Rolle der „Dissenter“ spielen würden, etwas Toleranz gewähren würde. Er weist darauf hin, das in den presbyterianischen Schriften die „Duldung“ grundsätzlich verworfen werde, dass man also möglicherweise eine Wiederholung der Vorgänge der grossen Revolution erleben würde. Man hat die ohnmächtige Feindschaft des Papismus nach seiner Überzeugung weniger zu fürchten als die angebliche Freundschaft der „verbündeten“ Dissenter.

Immer massloser werden deren Ansprüche. Früher waren sie zufrieden, wenn man ihnen freie Religionsübung gestattete. Jetzt scheinen sie ungehalten, wenn man ihnen nicht erlaubt, andere zu verfolgen. Leute, die im Grunde völlig indifferent sind, heucheln Entrüstung, dass man mit dem heiligen Sakrament einen äusserlichen Zweck verbinde. Zeigt man sich aber bereit, auf ihre Bedenken Rücksicht zu nehmen, auf die Abendmahlsprobe zu verzichten und sich mit dem Treueid gegen die Hochkirche zu begnügen, so lehnen sie diesen Vorschlag sofort ab und beweisen damit, dass sie die Form nur bemängeln, um die Sache aus der Welt zu schaffen.

Der Autor ist bereit, den Dissentern in Irland so viel Rechte zuzugestehen wie sie in England geniessen, doch nicht mehr. Vor allem soll die Testakte bestehen bleiben. Ihre Aufhebung würde verhängnisvoll werden. Erstens würde eine erbitterte Rivalität zwischen den einzelnen dissentierenden Sekten entstehen, während die Anglikaner sich mit Recht vergewaltigt fühlen und in ihrer Loyalität erschüttert werden würden. Zweitens würde der fanatischen Bekehrungswut der Presbyterianer eine höchst gefährliche Freiheit gegeben. Drittens hätte man damit zu rechnen, dass ihre Abneigung gegen die konstitutionelle Monarchie, für deren Vorhandensein bedauerliche Beweise vorliegen, zum Ausdruck kommen würde. —

Wir sahen, wie Swift im vorigen Pamphlet die Möglichkeit ins Auge fasste, sich in einem gewissen Falle — vielleicht dachte er schon an den Streit um die Testakte — offen zwischen beiden Parteien entscheiden zu müssen. Die vor-

liegende Schrift zeigt uns nun zum ersten Mal, wie er mitten im heissen Streit der Parteien die Waffe schwingt — und zwar als Gegner der Whigs. Damit kam seine wahre Natur zum Durchbruch. So wenig er — von seiner strengen Sittlichkeit abgesehen — vom Wesen eines Frommen hatte, so wenig er sein Denken der kirchlichen Anschauung unterwarf — die absolute Notwendigkeit der Hochkirche war ihm These. Er glaubt den Gegner ad absurdum zu führen, indem er ihm beweist, dass seine Ideen zur Änderung der Nationalreligion und zur Aufhebung der Staatskirche führen würden. Dass das Streben der Dissenter nach Macht und Recht reine Anmassung ist, ist ihm Voraussetzung. Er thut genau das, was er früher den politischen Parteien wie den verschiedenen Glaubensbekenntnissen vorgeworfen hatte: er entwickelt ein System aus dem Prinzip der Opposition. Nicht ein einziges Mal tritt in seinen Ausführungen etwas wie religiöse Überzeugung hervor. Nirgends findet sich der Gedanke, dass die Hochkirche ein inneres Recht hätte, über anderen Bekenntnissen zu stehen. Ihre Lehre wird nie erwähnt.

Man kann kaum annehmen, dass ein so unbefangener Denker und genialer Kopf wie Swift in einer Welt wie der seinen kein Verständnis für die Toleranzbewegung hatte. Seine Intoleranz hatte nichts zu thun mit dem engherzigen Fanatismus eines von Natur beschränkten Kopfes. Aber mit bewusster Absichtlichkeit lehnt er jede unbefangene Behandlung der Frage ab; es ist sein fester Entschluss, den Gegner literarisch zu überwinden; daher darf er ihn nicht anerkennen, auch nicht in dem, was anerkennenswert ist. Wer aber ist blinder als der, der nicht sehen will, obwohl er sehen kann?

Er findet in diesem Pamphlet zum zweiten Mal Gelegenheit, der englischen Regierung als Vertreter Irlands gegenüberzutreten. Mit beissender Satire schildert er, wie Irland englischer Willkür und Laune, d. h. der Willkür und Laune egoistischer Parteihäupter und eines verworfenen Hofes wehrlos preisgegeben ist. Auch hier vermeidet er es, die objektiven Gründe englischer Massnahmen ernsthaft zu diskutieren.

Die Thatsachen machten es ihm leicht, überall das Motiv der gewissenlosen Selbstsucht heraus zu schälen.

Über den Erfolg der Schrift wissen wir nichts; wenn Scott sagt: „Das Pamphlet kann als ein Faktor betrachtet werden, der wesentlich zu dem Misserfolg des whiggistischen Antrages beitrug", so ist das eine rhetorische Wendung. Die Testakte wäre bei der Stimmung, die damals Jahrzehnte hindurch im irischen Parlamente herrschte, wohl auch ohne Swifts Schrift bestehen geblieben.

Man kann sich das Verhältnis zwischen Volksstimmung und Pamphletistik vielleicht wie das Verhältnis vorstellen, in dem die beiden Kräfte eines Elektromagneten, der elektrische Strom und die Kraft des Magnets, zu einander stehen. Wie bei diesen beiden Faktoren auf physikalischem Gebiet, so besteht auf psychischem Gebiet zwischen dem Zug der öffentlichen Meinung und der parallel gehenden Pamphletlitteratur, nachdem diese erst einmal von jener zu selbständiger Thätigkeit angeregt worden ist, eine unendlich feine und geheime Wechselwirkung, bei der man im einzelnen kein Kausalitätsverhältnis mehr aus der Reihe herausgreifen kann. Wie einerseits die Erregung des Volkes stetig verstärkt wird durch eine ihr selbst entsprungene Pamphletistik, so nimmt andrerseits die Pamphletlitteratur fortgesetzt an Umfang und Kraft zu, je höher die Wogen der öffentlichen Meinung gehen. Die Summe beider Kräfte ist es dann, aus der die äussere Wirkung resultiert. Heute stehen die Wirkung als historisches, die Pamphlete als literarisches Faktum vor uns. Wenn wir den Zusammenhang zwischen beiden aufsuchen, so dürfen wir nicht vergessen, dass eine dritte selbständige Erscheinung neben ihnen gestanden hat: das flutende Geistes- und Gefühlsleben jener Tage, die eigentliche Welle im Strom der welthistorischen Entwicklung, für den historische und literarische Thatsachen nur Ufer und Uferschmuck abgeben.

Scott will die Schrift als „entscheidend für den Bruch zwischen ihm (Swift) und dem Ministerium Godolphin" betrachtet wissen, trifft aber auch hier den Sachverhalt nicht. Als Swift 1711 eine Neuausgabe der Schrift veranstaltete, sagte er in der Einleitung: „ . . . es wird kein Nachteil für

ihn (den Autor) sein, sie wiederaufleben zu lassen, wenn man daran denkt, zu welcher Zeit sie geschrieben wurde, und mit welcher Kühnheit sie sich gegen damals herrschende Persönlichkeiten und Tendenzen richtete. Man hat mich versichert, die Veröffentlichung dieses Briefes habe das gute Verhältnis, das vorher zwischen dem Autor und dem Ministerium bestanden hatte, zerstört.“ — So weit scheint Swifts Aussage für Scott zu sprechen. Aber es heisst weiter: „Ich habe mir erlaubt, eine Seite wegzulassen, die rein persönlich und ohne Bedeutung für den Gesamtinhalt war.“ Mit diesen Worten nun kann nur eine Stelle gemeint sein, von der Swift kurz nach dem ersten Erscheinen des Pamphletes in einem Brief an Erzbischof King mit folgenden Worten spricht: „Der Autor (er behält hier die Anonymität bei) ist von seinem Thema abgeschweift, um Schmähungen gegen mich auszustossen als gegen einen Mann, der wahrscheinlich für die Aufhebung des Testgesetzes schreiben wird, womit er mir in hohem Grade Unrecht thut.“ — Es hat also in der ursprünglichen Fassung des Pamphletes eine Stelle gestanden, in der Swift sich selbst vor der Öffentlichkeit und vor allem vor der Regierung als Freund der ministeriellen Toleranzpolitik hinzustellen versucht. Im Jahre 1711, wo er Wert darauf legt, den Gegensatz, der ja in der That immer zwischen seinen Anschauungen und der Tendenz des Whigs geherrscht hatte, möglichst scharf hervortreten zu lassen, lässt er den Passus verständlicherweise weg. Das Pamphlet hat also weder innerlich noch äusserlich „den Bruch entschieden“. Swifts Bemühen, die Gegensätze mit harmloser Miene zu ignorieren, wurde von den Ministern nicht zurückgewiesen. Sie wollten die Gefährlichkeit des Mannes vermindern, indem sie ihn zu persönlicher Rücksichtnahme zwangen. Und wenn sie auch nicht daran zweifeln konnten, dass Swift innerlich nicht zu ihnen gehörte, so lohnte es sich doch schon, durch freigebige Versprechungen und freundschaftliche Schmeichelei seine Neutralität zu erkaufen, soweit es eben möglich war. Weiter gingen die Minister in ihren Verbindlichkeiten nicht, und so hatten sich beide Teile nichts vorzuwerfen. Swifts Motiv war das Streben, seine angesehene Stellung als Freund bedeutender,

mächtiger Persönlichkeiten nicht zu verlieren. Ihr Motiv war die Furcht. Im allgemeinen heuchelte Swift jedenfalls weniger als sie. Auch in dem erwähnten Fall schlauer Doppelzüngigkeit müssen wir wohl mehr ein Symptom seiner Excentrizität sehen. Er scheute sich ja doch sonst nicht, das Verhalten der Regierung mehr oder minder direkt zu tadeln.

Noch im Jahre 1708 erschien ein anderes Pamphlet Swifts: „Bemerkungen über die Schrift: Die Rechte der christlichen Kirche." (Remarks upon a Book, Entitled „The Rights of the Christian Church".)[1]) Das im Titel erwähnte Buch war von dem bekannten Freidenker Tindal verfasst worden und richtete sich gegen das Prinzip der privilegierten Staatskirche. Es erregte eine Flut von anglikanischen Gegenschriften, und auch Swift fiel zornig über den Frechen her. Betrachten wir die wesentlichen Gedanken der Schrift.

Tindal hatte die (anglikanische) Hierarchie als „imperium in imperio" bezeichnet. Swift pariert hier wie fast immer in seinen Pamphleten lediglich mit seiner Dialektik, d. h. er bemüht sich, zu verschleiern, was er selbst als wahr erkennt. Er entgegnet, diese Anschauung sei von „keinem einzigen Geistlichen von Ruf und von sehr wenigen überhaupt vertreten worden"; ohne Zweifel hatte er damit Recht, nur dass er damit die Thatsache nicht aus der Welt schaffte. Der Klerus ist nicht dafür verantwortlich, meint Swift, wenn einige „obskure Schriftsteller in gewissen Punkten weiter gegangen sind, als die heilige Schrift und die Vernunft erlauben."

Es ist eine eigentümliche „Anerkennung" der absoluten Gewalt der Legislative, wenn er im Hinblick auf ihre Macht über die Kirche sagt: „Ihre Beschlüsse können gegen Wahrheit, Billigkeit, Vernunft und Religion sein, aber sie sind nicht gegen das Gesetz ... Und ganz ohne Zweifel kann dieselbe Autorität, wenn es ihr beliebt, das Christentum abschaffen und die jüdische, muhamedanische oder heidnische Religion einführen. Kurz, sie kann alles thun, was im Bereich der mensch-

[1]) Works VIII, 106 ff.

lichen Macht liegt . . , Daher kann unstreitig dasselbe Gesetz, das die Kirche ihrer Zehnten und ihrer Ländereien beraubt hat (der alten, notwendigen Subsistenzmittel der Pfarrer), ihr auch das Übrige noch wegnehmen . . . und die Geistlichkeit so herabdrücken, wie dieser Autor und andere seiner Art es wünschen." — Wir haben in dieser Stelle einen von den vielen Belegen dafür, dass Swift persönlich der Legislative eine absolute Gewalt nur in weltlichen Fragen zugestand, in allem aber, was seine Kirche anging, das Prinzip sofort in seiner objektiven Widersinnigkeit erfasste und grollend verhöhnte: Er mass die Wahrheit an seinem Vorteil.

Er verteidigt energisch das göttliche Recht der Kirche. Die weltliche Gewalt hat — wie er nachdrücklich betont — zwar eine negative, aber keine positive Macht über die Kirche; sie kann Kirchengesetze für unwirksam erklären, aber sie kann keine erlassen. „Ich kann allerdings, da ich wie alle Männer, die oberste Gewalt in meinem Haushalt beanspruche, eine Rübe an einen Strick binden, sie als „Uhr" bezeichnen und alle meine Diener hinauswerfen, wenn sie sich weigern, sie so zu nennen." In demselben Sinne kann die Legislative Kirchengesetze erlassen und jeden Geistlichen als Hochverräter behandeln, der sich weigert, sie anzuerkennen!

Die Geistlichkeit hat eine von der Civilbehörde vollkommen unabhängige Rechtsstellung. Die Kirchenordnung, d. h. die Einrichtung der geistlichen Würden, der Bischöfe u. s. w., ferner die Bestimmungen über die Bischofswahl und die Priesterweihen durch die Kirche selbst, die alleinige Berechtigung der Geistlichen zur Abhaltung von Gottesdiensten, das oberste Instanzenrecht der kirchlichen Behörde in allen kirchlichen Fragen u. s. w: alles das, „abgeleitet aus den Worten des Heilands und seiner Jünger, ist von jedem Fürsten und jedem Staat, der die christliche Religion annahm, als göttliche Verordnung betrachtet worden, d. h. als etwas, was man ebenso wenig nachträglich ändern kann wie ein Naturgesetz." Die Gewalt des Priesters stammt unmittelbar von Gott; nur die Freiheit, sie auszuüben, hängt von der „Erlaubnis" der weltlichen Gewalt ab; sie kann z. B. dem Bischof verwehren, seine

richterlichen Funktionen auszuüben, aber sie hat nicht die Macht, jemanden zum Bischof zu machen. Es ist aber falsch, zu sagen, ein Mensch habe kein inneres Recht, etwas zu thun, weil er fremder Erlaubnis dazu bedarf. Die von der Kirche vollzogene Ordinierung bleibt immer rechtskräftig; aber man wird natürlich darauf verzichten, von seinem inneren Recht äusserlich Gebrauch zu machen, wenn man sich damit der Gefahr einer Bestrafung aussetzen würde.

„Das arme Geschöpf", so bedauert Swift spöttisch seinen Gegner, folgt blind den Behauptungen törichter Juristen, die die jetzige Verfassung für eine Wiederherstellung der alten angelsächsischen erklären. Sie ist ein „künstliches Gebilde", entgegnet der Anglikaner, das höchstens auf Heinrich I. zurückgeführt werden kann. Vorher bestand der grosse Rat der Nation oft ganz, mindestens zu einem beträchtlichen Teil aus Geistlichen. Darauf müsste man zurückgehen, wenn man einmal die alte Verfassung wieder herstellen will. Die Abgabe des Zehnten ist nach Swifts Behauptung nicht aus den subjektiven Ansprüchen der Kirche zu begründen; die Kirche ist daher für diese Einrichtung nicht verantwortlich zu machen. Er ist vielmehr eine dem betreffenden Besitztum objektiv anhaftende Pflicht. Da die jetzigen Inhaber bei seinem Erwerb den Zehnten abgerechnet erhalten haben, so stände der Anspruch darauf ihnen selbst dann nicht zu, wenn die Kirche verzichten würde.

Swift betrachtet die Geistlichen als die berufenen Lehrer und geistigen Leiter des Volkes, und erhöht ihre Autorität im Prinzip über die der Regierung: Ein Volk kann weiser sein als seine Herrscher aber nie weiser als seine Lehrer; es darf jene kritisieren, diese nicht. Die Menschen müssten eigentlich auch in ihrem Denken unter der Leitung der Kirche stehen, oder es dürfte ihnen wenigstens nicht gestattet sein, ihre Gedanken zu äussern. Denn wenn gottlose Ideen ausgesprochen werden, so führen sie zu entsprechenden Thaten. So hätte die Regierung auch Tindals Buch verbieten oder wenigstens den Autor nachträglich bestrafen müssen. Leuten,

die die Religion vernichten wollen, braucht man keine Pressfreiheit zu gestatten. —

Immer radikaler tritt uns der Anglikanismus unseres Autors entgegen. Immer deutlicher charakterisieren sich seine Urteile und Wünsche als Ausfluss eines ebenso schrankenlosen Egoismus wie Subjektivismus. Immer grösser wird der Kreis der politischen und sozialen Fragen, den er von seinem Standpunkt aus überschauen lernt. Doch sind es keine positiven Ziele, die er verfolgt. Er bemüht sich, mit überlegener Dialektik freche Angriffe zurückzuweisen, und grollt zugleich darüber, dass die Verhältnisse nicht besser sind.

Allgemein und satirisch ist auch seine nächste, ebenfalls noch aus dem Jahre 1708 stammende Schrift: „Beweis, dass die Abschaffung des Christentums in England unter den gegenwärtigen Verhältnissen mit einigen Unzuträglichkeiten verknüpft sein und vielleicht nicht die mannigfachen guten Wirkungen hervorbringen dürfte, die man sich davon verspricht.“ [1])

Wir heben aus diesem Werk nur einiges heraus. Wie der Titel besagt, will Swift darin einige Bedenken geltend machen gegen die „allgemeine Ansicht, das Christentum müsse abgeschafft werden.“ Vor allen Dingen, meint er, ist es insofern zwecklos, sich Arbeit damit zu machen, als sich ja schon jetzt keine Spur vom wahren Christentum mehr in der Welt findet. Wenn man aber das noch bestehende Christentum und den Klerus abschafft, woran sollen dann kluge und vornehme Leute ihren Witz zeigen? Nur ein Tor kann hoffen, mit dem Christentum würde auch der Parteiunterschied zwischen Whigs und Tories verschwinden. Denn es ist gleichgiltig, in welchen Schlagwörtern der Gegensatz zwischen denen, die Minister sind, und denen, die es werden wollen, zum Ausdruck kommt. Es wird nie aufhören, Parteien zu geben, ob nun religiöse oder andere Redensarten den Vorwand der Opposition bilden. Man erleichtere den Zugang zu den Staatsämtern noch so sehr, es

[1]) Works VIII, 61 ff.

wird immer Leute geben, die darüber Klage führen, dass er zu sehr erschwert werde. Will man durchaus etwas abschaffen, so beseitige man lieber gleich die Religion. Damit wird dann wenigstens sicher erreicht, was doch ohne Zweifel der Endzweck der „Freidenker“ ist: Aufhebung aller sittlichen Schranken des Denkens und Handelns. „Und schliesslich: was für Vorteile für den Handel man sich auch von diesem beliebten Gedanken versprechen mag, ich fürchte sehr, ein halbes Jahr nachdem der Antrag auf Ausrottung des Christentums durchgegangen ist, werden die Aktien um mindestens ein Prozent fallen. Und da dies fünfzigmal mehr ist, als die Weisheit unserer Zeit je für Erhaltung des Christentums anzulegen geneigt war, so liegt kein Grund vor, warum wir uns, nur um es abzuschaffen, in so grosse Unkosten stürzen sollten.“ Die Schrift empfiehlt daher, ein nominelles Christentum beizubehalten. Das wirkliche wieder einführen zu wollen, wäre vermessen; wo sollten dann alle die vielgepriesenen Errungenschaften der bestehenden Kultur bleiben?

Mit Recht ist das „Argument“ als ein „Meisterstück von Swifts eigentümlichem Humor“ bezeichnet worden. So muss es sich dem Leser darstellen, der den Zusammenhängen und Motiven nicht weiter nachgeht. Erst bei näherer Betrachtung bemerkt man den düsteren, bitteren Zug, der durch die Schrift geht. Man könnte ihr das Motto geben: die Tugend — ein leerer Wahn! Es handelt sich also nicht um die pessimistisch-idealistische Anschauung des Christen, der seine Blicke von der schlechten Welt ab- und auf eine andere bessere Welt wendet. Bei Swift finden wir kein Wort über die Heiligkeit und den sittlichen Wert der Religion, über den Segen, den sie dem einzelnen bringen kann, über ihren ungeheueren Einfluss auf die Entwickelung von Kultur und Bildung. An alledem hätte er nicht so stillschweigend vorübergehen können, wenn eine tiefe religiöse Überzeugung sein Herz erfüllt hätte. Er empfindet nicht das echt menschliche Bedürfnis, sich selbst und den Leser durch irgend eine Wendung über den trostlosen Stoff zu erheben, das trübe Bild mit einem Ausblick auf bessere Tage abzuschliessen. Nicht nur den Glauben an die Gegen-

wart, auch die Hoffnung auf die Zukunft mordet diese Satire. Es ist unmöglich, hinter dem beissenden Sarkasmus die gute „zu grunde liegende Absicht“ zu erkennen, von der wohlwollende Biographen nun einmal nicht lassen wollen. In der Schrift liegt sie nicht. Oder würde irgend ein frommer „Geistlicher“ mit so viel Geist und Witz ausführen, dass es wahres Christentum nicht mehr geben kann, dass man sich nicht zu bemühen braucht, es wieder einzuführen, dass sich aber die Beibehaltung der äussereu Formen um gewisser Vorteile willen empfiehlt?

Wir kommen zu der letzten Schrift dieser Periode, einem Werk, das eine einzigartige Stellung in Swifts literarischer Thätigkeit überhaupt einnimmt: „Projekt zur Förderung der Religion und zur Besseruug der Sitten“ (A Project for the Advancement of Religion and the Reformation of Manners).[1]) Znm einzigen Mal in seinem Leben macht Swift hier positive Vorschläge zur Hebung der Sittlichkeit. Der Gedankengang der Schrift ist der folgende.

Swift geht von der Annahme aus, es liege ganz in der Hand der Königin, das Volk zur Sittlichkeit zu erziehen; es sei dazu weiter nichts nötig, als dass sie Tugend und Frömmigkeit mit Vorteilen und Ehren belohne und Unglauben und Unsittlichkeit bestrafe. Er schlägt also vor, die Königin solle zunächst ihre nähere Umgebung durch Aufsichtsbeamte zu ehrbarem Lebeu anhalten lassen. Es sollen „Censoren“ angestellt werden, um im Lande umherzureisen und über das Leben der unteren Beamten Erkundigungen einzuziehen. Keiu Adeliger, von dem man weiss, dass er dem Trunk oder dem Spiel ergeben ist, soll bei Hofe vorgelassen werden. Persönlich sowohl als indirekt durch die Familienoberhäupter könnte die Königin darauf hinwirken, dass die vornehme Jugend auf den Universitäten fleissiger arbeitet und weniger zuchtlos lebt. Bei der Ernennung der Minister und dann überhaupt bei jeder Besetzung irgend eines staatlichen Amtes, bei jeder Beförderung,

[1]) Works VIII, 78 ff.

Auszeichnung, Belohnung, über die die Königin oder ihre Diener zu entscheiden haben, soll aufs strengste das Prinzip befolgt werden, nur völlig sittenreine und unzweifelhaft fromme Männer zu berücksichtigen. Denn jeder Mensch ist bereit, den Pfad der Frömmigkeit und Tugend zu betreten, wenn er sichere Aussicht hat, dadurch die Gunst der Regierung, Beförderung im Amt oder andere Vorteile zu erlangen(!)

Der Klerus muss selbst etwas dazu thun, um sein Ansehen und das seiner Kirche zu heben. Vor allem muss er sich bemühen, sich der Welt mehr anzupassen. Die Geistlichen mögen ihre Menschenscheu ablegen, in der Gesellschaft verkehren und danach streben, sich beliebt zu machen, indem sie sich weltliche und gesellschaftliche Bildung aneignen. Auch sollte darauf gehalten werden, dass der Stand nicht unter dem unwürdigen Verhalten einzelner zu leiden hat: stellenlose Geistliche möge man nach Westindien hinübersenden; nur den Bischöfen sollte erlaubt sein, ausserhalb ihrer amtlichen Funktionen die Abzeichen ihres Berufes zu tragen.

Man wird sagen, Reformen wie die vorgeschlagenen würden nur dazu dienen, die Heuchelei zu vermehren. Aber gesetzt auch, es käme wirklich auf neunzehn Heuchler nur ein einziger, der sich von Herzen bekehrte, wäre nicht schon das ein Vorteil? Und sodann ist der Heuchler dem Sittenlosen und dem Ungläubigen immer noch vorzuziehen. Drittens aber kann man annehmen, dass es den Menschen zu anstrengend sein würde, sich beständig zu verstellen, und dass sie sich schon aus Bequemlichkeit thatsächlich von ihren Lastern abwenden würden. Niemand heuchelt lange Religion, ohne sie zuletzt faktisch zu bekommen.

Es ist dringend nötig, dass die Königin sofort ans Werk gehe; denn viele Anzeichen deuten darauf hin, dass der Staat dem Untergange nahe ist. Pflicht, Interesse, Ehre fordern, dass sie die grössten Anstrengungen macht. Wie die Dinge jetzt stehen, wird jeder Lebemann und jeder Freidenker, d. h. jeder Verworfene und jeder Religionsverächter mit einem Amt bekleidet oder befördert, wenn er es versteht, gehörig mit den Schlagwörtern der Partei um sich zu werfen. Das so erworbene

Amt nutzt der Betreffende dann auf die gewissenloseste Art aus, und dass derartige Individuen dann treu zu einem Ministerium halten, das ihnen unter dem schönen Titel „Freiheit und Sicherheit des Eigentums“ Straflosigkeit und den Besitz des unrechtmässig Erworbenen gewährleistet, darüber braucht man sich nicht zu wunderu. Nicht immer ist Treue gegen die Regierung, d. h. das Ministerium, geboten.

Damit ist der wesentliche Teil des Inhalts wiedergegeben. Auf eine Anzahl weiterer Reformvorschläge, die sich auf Bühnen-, Wirtshaus-, Dirnenwesen und dergleichen beziehen und mehr die Initiative des Parlamentes als der Königin fordern, legt der Verfasser selbst weniger Wert.

Der Gegensatz dieser von positivem Wollen und Streben erfüllten Schrift zu den früher besprocheneu ist auffallend. Eifrig und energisch, aber ohne Satire und ohne karrikierende Übertreibung bespricht der Autor, was er am sittlichen Leben seiner Mitmenschen auszusetzen findet. Trotzdem er überall Korruption zu erblickeu glaubt, verzweifelt er nicht, sondern giebt einen wohldurchdachten Plan, wie man ihr steuern könne, und sucht die massgebende Persönlichkeit mit allen Mitteln für ihn zu erwärmeu.

Die Anlage dieses Planes ist ausserordentlich charakteristisch. Wenn der Whig Addisou auf die Sitten seiner Zeit einwirken wollte, so wandte er sich an das Volk und appellierte an die Einsicht und den guten Willen jedes Einzelnen. Anders Swift. Er begeisterte sich nicht wie sein Freund für die Idee der Volksfreiheit, sondern war starrer Vertreter des mouarchischen Gedankens, des Autoritätsprinzips. Das Volk, so ist sein Gedankengang, kanu und muss gezwungen werden, so zu handeln und so zu sein, wie es handelu und sein soll; alles hängt von dem Eingreifen des Herrschers ab. Das Wichtige ist, dass der Hof, das Ministerium, der Adel dem neuen Priuzip unterworfen werden. Das übrige Volk folgt dann schon von selbst.

Wie merkwürdig ist dieser politische Standpunkt in einer Zeit, die sich uoch mitten im Rausch der neu errungeuen konstitutiouelleu Freiheit befand! Und wie merkwürdig auch die ethischen und psychologischen Voraussetzungen seiner Vor-

schläge! Was uns als sittlich minderwertig erscheint, das Streben nach Ehre und Gewinn, Rang und Stand aus reinem Egoismus, das betrachtet dieser englische Geistliche als das Naturgemässe, als etwas, was dem ethischen Urteil garnicht unterliegt. Er giebt sich damit zufrieden, dass dieser Ehrgeiz den herrschenden Zug im menschlichen Charakter bildet, und wünscht nur das eine, dass in zweiter Linie auch noch „Frömmigkeit“ und „Sittlichkeit“ gepflegt werden.

Wie stark muss der soziale Egoismus und Ehrgeiz der gebildeten Klassen in England damals gewesen sein, wenn ein Menschenkenner und Beobachter wie Swift ihn in dieser Weise in Anschlag bringt!

Er nennt den „gut“, der um äusserer Vorteile willen den „Schein des Gerechten“ annimmt, und so ist es klar, dass er auch unter „fromm“ und „sittenrein“ nicht das versteht, was wir darunter verstehen. Wie sehr widerspricht unserer Moral sein grossartig souveränes Urteil über die Heuchelei: „... Heuchelei ist offenem Unglauben und Laster bei weitem vorzuziehen; sie trägt das Kleid der Religion; sie erkennt deren Autorität an und hütet sich, Anstoss zu erregen.“ Es ist nicht Religion, was der Autor in seinen Landsleuten erweckt zu sehen wünscht, es ist, um es mit einem Wort zu sagen: Kirchlichkeit. Wie er sonst für die mehr materiellen Interessen seines Standes und seiner Kirche eintritt, so hier für die Autorität dieser Faktoren auf geistigem Gebiet. Es ist ihm ein halb unbewusstes, aber ausserordentlich starkes Bedürfnis, der Kirche eine massgebende, in möglichst weitem Umfang herrschende Stellung im Staate zu vindizieren. Er fordert also Achtung für ihre Diener und Gehorsam gegen ihre Lehre, — wenigstens den äusseren Gehorsam, der Widerspruch und Opposition vermeidet. Mit ihrem Masse sollen alle gemessen werden, die Anspruch darauf machen, im Staate oder in der Gesellschaft etwas zu bedeuten.

Es heisst m. E. Swifts Wesen verkennen, wenn man in den Ausführungen dieser Schrift einen sarkastischen Zug finden will. Wir haben in seinen anderen Werken so zahlreiche Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen mit den hier geäusserten

Ansichten, sie fügen sich so leicht und ungezwungen in das Bild seines Innenlebens, wie es sich uns sonst ergiebt, dass es ganz unmöglich ist, am Ernst des Verfassers zu zweifeln.

Wie kam es, dass der Satiriker hier einmal so energisch für positive Reformen eintrat? — Es genügt meiner Ansicht nach nicht, das Werk auf den moralischen Einfluss der Familie Berkley, in der Swift verkehrte, zurückzuführen. Er kannte diese Familie bereits seit zehn Jahren; warum kam die Wirkung nicht früher? Warum später nicht wieder? Vor allem aber war Swift nicht der Mann, sich schöne Gefühle einpflanzen zu lassen. Seine Schriften sind so individuell wie sein Denken und sein Charakter. Wenn er hier also die Satire beiseite liess, so war das ohne Zweifel bewusst und absichtlich und geschah um eines bestimmten Zweckes willen. Nur indem wir diesen Zweck — einen doppelten — annehmen, der sich leicht aus bekannten Thatsachen ergiebt, können wir das Einzigartige dieser Schrift erklären.

Der erste Zweck des Autors war: sich den Weg zu dem ersehnten Bischofsitz zu ebnen. Er wusste, dass er als Verfasser des Tonnenmärchens bei der Königin sehr schlecht angeschrieben stand. Wollte er also auf Beförderung hoffen, so musste er sich bemühen, die Antipathien der Königin zu besiegen — und so schrieb er das „Projekt zur Förderung der Religion". Man muss zugeben, dass er seine Absicht kaum geschickter und unauffälliger und zugleich mit geringerer Aufgabe seiner Individualität hatte ausführen können. Nur sparsam verwendet er die zu seiner Zeit beliebte Methode, die Tugenden und Fähigkeiten der Herrscherin mit kühner Übertreibung zu verherrlichen. Dagegen passte sich der ganze Ideengang seiner Schrift, die doch durchaus nur seine eigenen Gedanken enthielt, den Neigungen Annas in wunderbarer Harmonie an. Die Haupteigenschaften, die man an ihr kannte, waren Kirchlichkeit und Eifersucht auf ihre königliche Prärogative. Und zu stärkster Bethätigung gerade dieser beiden Eigenschaften, der Achtung vor der Kirche und des souveränen Eigenwillens, lud Swifts Werk ein, indem es genau angab, welcher Weg dabei einzuschlagen sei! Wahrlich, wenn Anna

die Schrift kennen gelernt hat, so lässt sich der Umstand, dass sie nicht darauf reagierte, nur durch die Annahme eines ganz bedeutenden Grades geistiger Trägheit und Stumpfheit erklären.

Der andere Zweck, der — allerdings mit weniger Gewissheit — angenommen werden kann, ist politischer Art. Sheridans unbewiesene Vermutung, Swift habe der Königin einen Ministerwechsel zu gunsten der Tories insinuieren wollen, ist abzulehnen. Swift hatte damals an den Tories als Partei noch kein persönliches Interesse, und ausserdem kann es ihm nicht unbekannt gewesen sein, dass die Führer dieser Partei ebenso wenig von den Fehlern frei waren, die er tadelte, wie der Whig-Adel. Ich glaube vielmehr, dass man in dieser Schrift einen Versuch Swifts erblicken muss, beiden Parteien gegenüber etwas Neues ins Leben zu rufen. In dem besprochenen Werk „Anschauungen eines Hochkirchlers", das ungefähr gleichzeitig mit dem „Projekt" entstand, findet sich folgende Stelle: „Wenn es zum entscheidenden Bruch zwischen beiden Parteien kommt, so hat jedermann die Pflicht, sich definitiv für eine von beiden zu entscheiden, wenn keine Hoffnung bleibt, eine dritte mit besseren Prinzipien zu bilden, um zwischen ihnen das Gleichgewicht zu halten." Darauf läuft nun eben der Vorschlag des „Projektes" hinaus: es sollen Männer an den Hof, in das Ministerium, in alle Beamtenstellen berufen werden, die gleichsam eine Partei der „Frommen" und „Tugendhaften", d. h. der Hochkirchlichen, bilden; nur als solche sollen sie in ihre Stellungen gelangen, gleichgiltig, zu welcher politischen Theorie sie sich bekennen. — Das war etwas völlig anderes als die bisherige Praxis der Parteien, es waren in Swifts Augen die „besseren Prinzipien".

Der Plan war und blieb literarisch, und Swift war doch im Grunde viel zu sehr Beobachter und Satiriker, um sich auf die Dauer dem Kampf für ein Projekt zu widmen, dessen Aussichten auf Erfolg sich sofort als sehr gering erwiesen; er war nicht der Mann, der eine mühsam errungene soziale Stellung um luftiger Ideale willen aufgegeben hätte.

Wenn auch damals, wo die Sitten der Restaurationszeit noch herrschten, und wo gegenüber beschränktem Dogmatismus

freigeistige Aufklärung immer weiter um sich griff, die von Swift angeschlagenen Töne ungehört zu verhallen schienen, so hat die Geschichte seine Ideen doch als echt englische anerkannt. Nirgends hält man heute strenger auf Kirchlichkeit und sittliches Wohlverhalten als in England. Nirgends aber ist zugleich „Frömmigkeit nnd Tugend“ weiter von Selbstlosigkeit und bescheidener Pflichterfüllung, von Weltflucht entfernt, nirgends näher verwandt dem, was wir „Heuchelei“ nennen. Der rücksichtslose Egoismus erfüllt den Engländer so durchaus, dass man vermuten muss, er behält die Religion nur bei, wie Swift richtig beobachtet, aus praktischen, teils negativen, teils positiven Gründen. Das innere Bedürfnis nach Religion, in Deutschland noch so stark, scheint in England fast überwunden zu sein. —

Sommer 1709 begab sich Swift nach Laracor. Als er ein Jahr später nach London zurückkehrte, hatten sich dort welthistorische Ereignisse vollzogen, die auch für ihn von Bedeutung werden sollten.

III. Kapitel.

Swifts „Übertritt" zu den Tories.

Im November 1709 hielt vor den Aldermen der City ein gewisser Dr. Sacheverell, ein anglikanischer Geistlicher, der nur an beschränkter und schmähsüchtiger Orthodoxie über die Mittelmässigkeit hinausragte, eine Predigt, in der er die konservativen Doktrinen der Hochkirche in fanatischer Weise auf die Spitze trieb. Nicht nur die whiggistische Staatslehre, die Prinzipien des berechtigen Widerstandes, der Toleranz und Gewissensfreiheit, sondern auch die Persönlichkeiten der leitenden whiggistischen Staatsmänner wurden von ihm in der heftigsten Weise angegriffen. Der Vorfall hätte weiter keine Bedeutung erlangt, wenn nicht der Premierminister Godolphin trotz dringendem Abraten seiner Freunde darauf bestanden hätte, sich Genugthuung für die Beleidigung zu verschaffen und den Prediger vom Parlament wegen Gefährdung der bestehenden Staatsordnung anklagen zu lassen. Durch diese kleine Ursache wurde eine Explosion herbeigeführt, durch die die Herrschaft der Partei gesprengt wurde. Der allgemeine Hass gegen Frankreich, die Erfolge der whiggistischen Kriegspolitik, die Popularität Marlboroughs hatten den Whig-Ministern für eine Reihe von Jahren die Sympathieu des Volkes, d. h. der Wähler, gewonnen. Aber diese Anerkennung galt viel weniger der inneren als der äusseren Politik der Partei und am allerwenigsten ihren Staatstheorien, den von Locke formulierten Prinzipien. Die in der glorreichen Revolution errungene „Freiheit" lebte nicht im Bewusstsein des „Volkes", sondern nur in dem der oberen Schichten. Dem Volk schlug

noch immer das Gewissen bei der Erinnerung an die Revolution, die so völlig allen englischen Traditionen — weniger allerdings der englischen Praxis — widersprochen hatte. Wenn auch keine Neigung vorhanden war, sich gegen die vollendeten Thatsachen aufzulehnen, so flüchtete sich doch die grosse Masse mit dem ganzen Eifer autoritätsbedürftiger Seelen in die altehrwürdigen Doktrinen der Hochkirche, die den Widerstand gegen den König unter allen Umständen für sündhaft erklärten und daher die Revolution im Prinzip verwarfen. Die Whigs sollten es schwer büssen, dass sie die Gewissen aus diesem Refugium zu vertreiben versuchten.

Der Prozess des Priesters wurde zu einer nationalen Angelegenheit; ganz England ergriff Partei für den Angeklagten und verehrte in ihm den Märtyrer der Hochkirche. In stürmischer Begeisterung veranstaltete nicht nur die Masse des Volkes, sondern auch eine grosse Anzahl von Körperschaften, Stadtverwaltungen etc. feierliche Sympathiekundgebungen für den Verurteilten. Es wurde offenbar, dass die Minister die Gunst des Volkes verloren hatten, und dass die nächsten Wahlen ein Tory-Parlament ergeben würden.

Noch früher als das Volk hatte die Königin sich von den Ministern abgewandt. Das innige Freundschaftsverhältnis, in dem Anna in den ersten Jahren ihrer Regierung zu Lady Marlborough gestanden hatte, war infolge der Schroffheit, mit dem diese ihren Willen geltend machte, in sein Gegenteil umgeschlagen. Auch der Herzog hatte durch seine Eigenmächtigkeit viel von seinem früheren Einfluss verloren. Die übrigen Minister waren der Königin direkt unsympathisch, teils aus persönlichen Gründen, teils weil sie als geschlossenes Parteiministerium der königlichen Prärogative zu mächtig gegenüberstanden. Der Prozess Sacheverell verhalf der Gesinnungsänderung Annas zum Ausdruck; sie sah, dass sie zugleich mit der eigenen auch der Stimmung des Volkes entsprach, wenn sie einen Ministerwechsel vornahm.

So kam das Ende der Whig-Herrschaft herbei. Lady Marlborough verlor ihre Hofämter; ein Minister nach dem anderen erhielt seine Entlassung. Die dringenden Vorstellungen

der verbündeten europäischen Mächte bestärkten die Königin nur in ihrer trotzigen Laune. Nachdem sich ein gemässigt-toryistisches Ministerium mit Harley (später „Lord Oxford") und St. John (später „Lord Bolingbroke") an der Spitze gebildet hatte, wurden Parlamentswahlen ausgeschrieben, die eine überwältigende Tory-Majorität in das Unterhaus brachten.

Die Geschichte des letzten Ministeriums der Königin Anna ist aus der europäischen Geschichte bekannt. Seine Hauptleistung ist die mit vieler Mühe und nicht ohne bedenkliche politische Machinationen durchgeführte Beendigung des spanischen Erbfolgekrieges durch den Frieden zu Utrecht Frühling 1714. Erst damit, nach beinahe vier Jahren, hatten die Minister die Schwierigkeiten überwunden, die ihnen die Übernahme der Regierung aus der Hand ihrer politischen Gegner bereitet hatte, die ihnen die unausgesetzten Angriffe der eifersüchtigen Whigs immer wieder bereiteten. Jetzt, nachdem sie ihre Stellung gesichert hatten, vollzog sich innerhalb ihrer eigenen Partei eine gesunde Gährung. Bolingbroke, der die radikale Richtung der Partei vertrat, drängte den unentschlossenen Intriganten Harley, der in der Hannöver'schen Thronfolgefrage bewusst oder unabsichtlich mehr für die whiggistischen als für die toryistischen Interessen gethan hatte, aus dem Ministerium hinaus, und so schien sich gerade der anssichtsvollste Weg für eine absolute Tory-Herrschaft zu öffnen — die möglicherweise mit der Restauration der Stuarts geendet hätte —, da starb plötzlich die Königin, im August 1714, ehe Bolingbroke Zeit gehabt hatte, die für diese Eventualität nötigen Vorsichtsmassregeln zu treffen. Ohne dass er es verhindern konnte, traten die früher gegebenen Bestimmungen über die Hannöver'sche Thronfolge in kraft, und der neue Herrscher, Georg I., zögerte keinen Augenblick, seine alten Freunde, die Whigs, zur Herrschaft zu berufen.

Noch vor Ablauf des Jahres 1710 erblicken wir Swift in den Reihen der Tories, und wir kommen damit zu der vielbesprochenen Frage seines Parteiwechsels, um den Ausdruck vorläufig zu gebrauchen.

Wenn Swift Charakter- und Gesinnungslosigkeit vorgeworfen worden ist, so beruht diese Meinung entweder auf dem Vorurteil

einer politischen Feindschaft — wie bei Macaulay — oder auf Unkenntnis der psychologischen Thatsachen. Es dürfte ihn in jener traditionslosen, stürmischen Zeit kaum irgend einer von den englischen Politikern an Klarheit des Denkens und Festigkeit des Wollens übertroffen haben.

Zunächst kann von einem „Gesinnungswechsel" keine Rede kein. Swift ist nicht aus einem „Whig" ein „Tory" geworden: denn er war nie „Whig". Sein politischer „Whiggismus", auf den einige Biographen Wert gelegt haben, war z. T. negativ, d. h. er lehnte die Unterwerfung unter das starr absolutistische Dogma der Hochkirche ab; z. T. bestand er in der literarischen Verwendung gewisser allgemeiner Ideen, die sich Swift aus seiner klassischen Lektüre und im Verkehr mit Temple angeeignet hatte. Beide Symptome des „Whiggismus" finden wir aber bei fast allen anderen Führern der Tory-Partei auch, denn sie waren Gemeingut der gebildeten Welt.

Swift unterwarf sich innerlich eben gar keiner Partei. Er liess sich nicht wie der grosse Haufe durch das flatternde Banner der Parteitheorie seine politische Richtung anweisen, sondern ging seinen eigenen Weg wie alle starken, impulsiven Naturen. Wir haben gesehen, dass er von seiner ersten literarischen Äusserung an in allererster Linie hochkirchliche Tendenzen verfocht. Daraus ergab sich die notwendige Konsequenz, dass er den Whigs als den Feinden einer privilegierten Staatskirche im Kampf gegenübertreten musste. Eine Zeitlang hatte er, praktisch unerfahren wie er war, geglaubt, Anglikanismus mit dem, was er selbst für politischen „Whiggismus" hielt, vereinen zu können. Sobald er aber der politischen Praxis näher getreten war, hatte er gehandelt, wie es seinem innersten Wesen entsprach: er hatte sich gegen die whiggistische Politik erklärt. Wenn behauptet wird, er habe „den Whigs bedeutende Dienste geleistet", so ist das durchaus falsch.[1]) Die Whigs selbst müssen sich bewusst gewesen sein, dass die Beziehungen nur sehr äusserlich waren. Aus Vorsicht hatten

[1]) Vgl. die sonst vortreffliche Abhandlung von Meyer: „Swift und Lichtenberg" 1886, p. 8.

sie ihn gewonnen, aus Klugheit suchten sie ihn zu halten; aber sie hatten sich wohl gehütet, seine Macht oder seinen Einfluss zu stärken, so wie er nichts für sie gethan hatte. Trotzdem fühlte sich dieser stolze Egoist beleidigt. „Er betrachtete die Whigs als Schurken, weil sie ihn nicht emporbrachten, und als nicht geringere Schurken deshalb, weil ihr Verhalten ihren schurkischen Prinzipien konsequent war. Menschen, die anderer Meinung sind als ich, müssen schlecht sein, argumentierte dieser konsequente Egoist.“ [1]) An sich verurteilte er die innere Politik der Whigs vor 1710 eben so sehr wie nachher. Es dürfte kaum möglich sein, zwischen dem, was er als Mitglied der Tory-Partei, und dem, was er vorher vertreten hat, einen Widerspruch nachzuweisen.

Allerdings kann man nicht behaupten, dass das Bewusstsein dieser Thatsache, d. h. eine politische Überzeugung das Hauptmotiv gewesen sei, das ihn zum Anschluss an das neue Ministerium brachte. Das war vielmehr ohne Zweifel der persönliche Ehrgeiz. Er strebte nur nach Macht, Einfluss, Ansehen. Wären ihm diese Dinge von seiten der Whigs zu teil geworden, vielleicht, ja wahrscheinlich wäre er in einem äusseren Freundschaftsverhältnis zu ihnen geblieben, hätte sich wenigstens nicht persönlich den Tories angeschlossen. So aber war er darauf angewiesen, für den stärksten Trieb, den ihm die Natur gegeben hatte, an anderer Stelle Befriedigung zu suchen.

Swifts Verhalten entspricht ganz dem Brauche seiner Zeit. Fast alle jene Staatsmänner kämpften nicht für politische Überzeugungen, sondern für persönliche Interessen. Bolingbrokes Bekenntnis giebt uns ein typisches Bild der Verhältnisse.[2]) Als er und Harley an den Hof gekommen seien, schreibt er in späteren Jahren einem Freunde, da hätten sie genau dieselbe Gesinnung gehabt wie alle Parteien vor ihnen. Die Haupttriebfeder ihr Handlungen sei gewesen, die Regierung in ihrer Hand zu haben; und ihr Hauptziel, sich

[1]) Stephen: Swift, p. 75.
[2]) Vgl. Forster: Swift, p. 327.

im Besitz der Macht zu behaupten, hohe Ämter für sich selbst zu erlangen und Gelegenheit zu haben, die zu belohnen, die ihnen geholfen hätten, emporzukommen, und denen zu schaden, die gegen sie gewesen wären. Übrigens aber seien mit solchen Rücksichten auf das eigene und das Parteiinteresse auch Erwägungen anderer Art verbunden gewesen, die auf das öffentliche Wohl der Nation oder wenigstens, was man dafür hielt, gerichtet gewesen seien. —

Die Worte passen ebenso auf die Whigs wie auf die Tories, auf Marlborough und Godolphin wie auf Harley und St. John. Erst kam die Befriedigung des eigenen Ehrgeizes und der eigenen Gewinnsucht, dann kam die Rücksicht auf „das, was man für das öffentliche Wohl hielt". Wenige von diesen Staatsmännern waren auch nur äusserlich einer Partei treu geblieben. Mindestens Jugend und Alter, meist noch mehr Perioden ihres Lebens brachten sie bei verschiedenen Parteien zu. Und darin waren alle Stände und Berufe, die sich am öffentlichen Leben beteiligten, den Ministern gleich.

Wenn wir also unser Urteil über Swifts „Übertritt" zusammenfassen, so können wir sagen: Persönlicher Ehrgeiz und Egoismus, die Haupteigenschaften jedes englischen Politikers, veranlassten ihn, neue Beziehungen anzuknüpfen, da die bisher gepflegten ihn nicht vorwärts brachten. Aber während er dem Kreise der Whigs, in dem er bisher gestanden hatte, nie innerlich verwandt gewesen war, hatte er jetzt das Glück, dass die Männer, deren Freundschaft er suchte, dieselben Anschauungen und Prinzipien vertraten wie er selbst, und so wurde er aus einem persönlichen Freund ein Mitarbeiter an der Sache.

Natürlich erfuhr Swift von seinen Zeitgenossen viele Angriffe. Die Unkenntnis Fernstehender, die rachsüchtige Bosheit der enttäuschten Whigs, die Eifersucht zahlreicher kleiner Streber waren schnell bei der Hand, ihn zum gewissenlosen Überläufer zu stempeln. Solche Schmähungen aber mussten den Autor naturgemäss dazu führen, nur um so schroffer seinen Standpunkt zu vertreten, nur um so schärfer gegen die politischen Widersacher zu polemisieren.

Betrachten wir die äusseren Ereignisse jener Monate, so sehen wir, dass der Wechsel im Ministerium als Änderung des herrschenden Prinzips Swifts Interesse nicht berührte. Wo er die Ereignisse erwähnt, ist ihm immer der Wechsel der Personen der bemerkenswerte Zug.

Zunächst schwankte er, ob er auch in diesem Jahre wieder nach London gehen sollte, da er glaubte, dort „keinen Freund von Bedeutung mehr“ zu haben. Aber da er sich sagte, dass er weniger Vorteile als von den bisherigen Ministern auch von den neuen nicht haben könnte, so ging er einem eben gebotenen äusseren Anlass zur Reise nicht aus dem Wege. Die irischen Bischöfe hatten nämlich in der oben erwähnten Angelegenheit der Abgaben Abgesandte an die neuen Minister geschickt und beauftragten nun Swift, sich zu ihrer Unterstützung nach London zu begeben.

Im September 1710 langte Swift in London an. Es beginnt damit die Periode seines Lebens, über die wir am genauesten unterrichtet sind dank dem „Journal to Stella“, einer langen Reihe von Briefen, in denen er seiner Freundin in Irland fast Tag für Tag über sich selbst und seine Umgebung berichtet. Der biographische und geistesgeschichtliche Wert dieses einzigartigen Werkes ist kaum zu überschätzen. Auch Swifts politische Stellung und Thätigkeit lässt sich an der Hand dieses Tagebuches sehr genau bestimmen.

Der Autor war noch nie „in solcher Ungewissheit über das, was er erleben und thun würde“, nach London gekommen. Er suchte zunächst seine alten Freunde, die Whig-Minister, auf. Aber bald sah er, dass er sich an einem Scheidewege befand. Whigs und Tories bemühten sich gleicherweise um seine Freundschaft. Während jene ihn um Entschuldigung baten, dass sie seine „grossen Verdienste“ so schlecht gelohnt hätten, sagten ihm die Tories rund heraus, er könnte, wenn er wollte, sein Glück machen. Harley, der erste englische Minister, der die Bedeutung der Presse erkannte, ergriff die Initiative. Auch andere Schriftsteller hatte er seiner Sache gesichert. Defoë, der keineswegs der überzeugungstreue Ehrenmann zu sein scheint, für den man ihn bisher gehalten hat,

hatte bereits in früheren Jahren in seinem Solde gestanden und stellte ihm jetzt von neuem seine Feder zur Verfügung, nachdem er inzwischen den Whigs bezahlte Dienste geleistet hatte.[1]) Prior und Rowe hatten sich ebenfalls von den Whigs ab- und den Tories zugewandt Auch Steele hoffte Harley zu gewinnen. Auf Addison, der von den Whigs sehr bedeutende materielle Unterstützungen bezogen hatte und selbst whiggistischer Staatsbeamter gewesen war, war nicht zu rechnen. Es blieb also als der bedeutendste Vertreter der Presse noch Swift übrig, und Harley zögerte nicht, sich ihm zu nähern. Er verstand es, Swift in der rechten Weise zu behandeln.

Anfang Oktober liess der Premierminister Swift zu sich bitten und gewann ihn sofort dadurch, dass er ihn „mit der denkbar grössten Achtung und Liebenswürdigkeit“ behandelte und ihm seine persönliche Freundschaft antrug. Insbesondere nahm er sich Swifts geschäftlicher Angelegenheit eifrig an, hörte mit grosser Aufmerksamkeit den Darlegungen des eifrigen Klerikers zu und versprach, sein Möglichstes bei der Königin zu thun, um den Wunsch der irischen Kirche zu erfüllen.

Swift war selbst überrascht, wie herzlich der Verkehr zwischen ihm und Harley sich von Anfang an gestaltete. Er fühlte sich ausserordentlich wohl in dem neuen Kreise, verkehrte gern und viel in den Familien der beiden ersten Minister und wurde der beste Bekannte der übrigen Parteigrössen. Für Harley, der ihm den Weg zu Glanz, Ruhm und Macht eröffnet hatte, hat Swift sein Lebenlang eine dankbare Zuneigung empfunden. Die seiner eigenen durchaus entgegengesetzte, langsame, verschlossene, gleichgiltige Natur des Ministers scheint ihn in gewisser Weise angezogen zu haben, so sehr ihn die Bethätigung dieser Eigenschaften in der Politik bisweilen in Aufregung versetzt hat. Besonders nach dem Sturz des Ministers hat sich seine Freundschaft bewährt, während man das Gleiche von Harley nicht sagen kann.[2]) Auf seiner

---

[1]) Vgl. Bateson: Relations of Defoe and Harley. Engl. Hist. Rev. XV, 283 ff.

[2]) cf. Manuscripts of the Duke of Portland, Vol. V. 1899, bes. p. 639.

Seite scheint sehr viel Egoismus im Spiele gewesen zu sein. In den zehn Jahren, um die er seinen Sturz überlebte, hat ihm Swift wiederholt durch Briefe seine herzliche Zuneigung ausgedrückt, ihn um sein Bild oder um ein paar Zeilen über sein Befinden gebeten und ebenso, was wichtiger ist, um Manuskripte und Informationen, auf grund deren er Harleys Biographie schreiben könnte. Auf alles das hat Harley dem Freunde, mit dem er früher wie mit einem Gleichgestellten verkehrt hatte, nie eine Zeile erwidert. Und selbst das erschütterte Swifts Zuneigung nicht. Er trug sich auch nach Harleys Tode noch mit dem Gedanken, ihm ein literarisches Denkmal zu setzen; der Plan zerschlug sich dann zwar, aber in anderen historischen Aufsätzen hat Swift den Freund ebenso liebevoll wie wahr dargestellt.

IV. Kapitel.

Swifts politische Stellung von 1710 bis 1714.

Bald erlangte Swift eine Stellung, wie sie, trotzdem die Bedeutung der Presse an sich immer mehr gestiegen ist, kaum jemals wieder ein politischer Schriftsteller eingenommen hat. Ein wirklich ungezwungenes Freundschaftsverhältnis verband ihn mit den Ministern; er verkehrte täglich mit ihnen, und sie besprachen ebenso oft die ernsten Fragen der Politik wie sie beim Wein zusammen scherzten. Wenn die Beziehungen auch von seiten der Minister angeknüpft worden waren, so war es doch Swift, der das gegenseitige Verhältnis bestimmte, bisweilen sicherlich ein etwas unbequemer Freund. Er wusste sein selbständiges Urteil und seine äussere Unabhängigkeit mit rücksichtsloser Schroffheit zu behaupten und zeigte allem äusseren Rang und Stand gegenüber geflissentlich die vollkommenste Nichtachtung. Auch in politischen Fragen unterwarf er sich keiner Autorität, sondern stritt oft mit den Ministern und tadelte sie rücksichtslos, wenn er ihr Thun missbilligte, wobei er nicht immer den Ton des Besserwissers vermied. Mit allen Details und allen Geheimnissen ihrer Politik wird er nicht vertraut gewesen sein: für vieles fehlte ihm das Interesse; um die Technik des Regierens und die Einzelzüge der Politik kümmerte er sich nicht. Aber Orrerys Behauptung, die Minister hätten ihn getäuscht, sie hätten ihn in die wichtigeren Fragen ihrer Politik nicht eingeführt und sich seiner bedient, ohne ihm Vertrauen zu schenken, ist nicht haltbar.[1])

[1]) Orrery, Remarks on the Life of Swift; 1753. p. 30.

Was die Minister gemeinschaftlich unternahmen, wusste er. Von den Intriguen, die jeder für sich spann, mag er nichts oder wenigstens nichts genaueres erfahren haben.

Er bedeutete in der Partei ebensoviel wie in der Gesellschaft. Für jene war er der bei weitem bedeutendste literarische Vertreter, ein kluger und energischer Ratgeber, ein unverzagter Kämpfer voll Schwung und Temperament. Er war der geborene Vertreter seiner Sache. In der Gesellschaft war er eine ebenso bekannte wie geachtete Persönlichkeit; bei Hofe eilte er wie ein Minister geschäftig mit wohlwollendem Gruss oder mit kühler Höflichkeit durch die Reihen der höchsten Aristokratie; er gewann durch seine Rücksichtslosigkeit die Herzen der Damen, durch seinen Geist die Freundschaft der Männer.

Wer ein Anliegen an die Regierung hatte, bat ihn um Fürsprache. Es machte ihm Vergnügen, den Protektor zu spielen, und mancher Schriftsteller, Offizier, Beamte verdankte ihm ein Amt oder Einnahmen. Dabei verwandte er sich in gleicher Weise für Angehörige der Whig- wie der Tory-Partei.

Das war die Stellung, die sein Ehrgeiz seit seiner Jugend erstrebt hatte, in der sich seine Natur ausleben konnte. Zufriedenheit allerdings gewährte sie ihm auf die Dauer nicht. Bei seiner Heftigkeit waren ihm die vielen kleinen Enttäuschungen des politischen Lebens, das vorsichtige Intriguieren und Rücksichtnehmen eine ewige Qual, die ihn oft zu dem Wunsche veranlasste, London und seine ganze Unruhe verlassen zu können. So rangen lange Überdruss und Ehrgeiz in seinem Innern, bis endlich doch jener die Oberhand gewann.

Da es uns mehr auf die Prinzipien als auf die faktischen Details von Swifts politischer Thätigkeit ankommt, so heben wir auch aus der folgenden Periode nur das Wesentlichste heraus.

In erster Linie ist die politische Wochenschrift „Examiner“ zu nennen, die er von August 1710 bis Juni 1711 allein herausgab. Selten ist, wie Craik mit Recht bemerkt, der Standpunkt einer Regierung so genial und so glücklich

verteidigt worden wie hier. Das Blatt hatte den Zweck, die öffentliche Meinung in dem von den Ministern gewünschten Sinne zu beeinflussen, die Absichten und Mittel der Parteiführer vor dem Volke zu rechtfertigen und die Whigs auf jede Weise zu bekämpfen. Gerade die letzte, die polemische Seite ward von Swift besonders gepflegt. Er geht hier um der Sache willen, die er, seinem innersten Wesen gehorchend, verteidigt, im Streit gegen die Whigs und ihre Führer etwas weiter, als ihm die Moral in anbetracht seiner früheren Beziehungen zu ihnen verzeihen kann, ohne allerdings jemals in platte Schimpfereien zu verfallen.

In der ersten Nummer äussert sich Swift über seinen persönlichen Standpunkt und über die Tendenz seines Blattes. Früher hat er zwar, wie er zugiebt, die Teilnahme am Kampf der Parteien unbedingt verdammt. Aber es ist ihm selbst jetzt nichts anderes übrig geblieben. Denn mehrere ihm befreundete Mitglieder der gestürzten Partei sind plötzlich so „unerträglich mürrisch und verdrossen“ geworden, äussern so schreckliche Besorgnisse für den Staat und entwerfen so entsetzliche Bilder von der augenblicklichen Lage, dass er nicht umhin kann, diesen pathetisch verkündeten Unwahrheiten entgegenzutreten. Denn ihre Besorgnisse sind nicht nur eingebildet und grundlos, sondern, was schlimmer ist, absichtlich erfunden, um das neue Ministerium moralisch zu vernichten. Daher will der Autor sein Blatt benutzen, einmal: um über die Gründe zu sprechen, die den Ministerwechsel herbeiführten; ferner, um zu untersuchen, warum der Wechsel gerade jetzt notwendig war; und drittens, um die Unglückspropheten und Verleumder zu widerlegen.

Er will versuchen, „mit unparteiischer Hand das irregeleitete Volk“ aufzuklären. Er schreibt, wie er selbst denkt, nicht wie seine Partei denkt. Seine Aufgabe ist, zu überreden, nicht, zu überzeugen. Er bemüht sich nicht erst, mit Zahlen und Thatsachen den Wert der eigenen und den Unwert der gegnerischen Sache zu beweisen, sondern setzt beides als selbstverständlich und allgemein bekannt voraus.

Von den einzelnen Führern der Whigs ist es nur Marl-

borough, den Swift oft und in ganz bestimmter Absicht angreift. Marlborough war auch nach dem Ministerwechsel noch Oberstkommandierender der Armee geblieben und war infolge seiner Popularität, seiner militärischen Bedeutung und seiner auswärtigen Verbindungen ein höchst gefährlicher Gegner der Minister, die den Krieg beenden und ihm damit die Gelegenheit sich zu bereichern nehmen wollten. Obwohl er von ihnen und ihren Anhängern die schwersten Kränkungen und Beleidigungen erfuhr, brachte er es in seiner würdelosen Habgier nicht über sich, sein Amt freiwillig niederzulegen, und so mussten seine Gegner noch über ein Jahr an der Festigung ihrer eigenen und der Lockerung seiner Stellung arbeiten, ehe es ihnen gelang, ihn zu stürzen. Auch Swift beteiligte sich an diesem Kampf, der für die damalige Zeit nichts Ungewöhnliches war, indem er sich bemühte, die Popularität des Herzogs zu untergraben. Diesen Zweck verfolgte er auch im Examiner.

Mit zwingender Gewalt, aber äusserlich mit der harmlosesten Miene und in viel feinerer Form, als den plumpen Eiferern seiner eigenen Partei lieb war, lenkte er die Augen des Volkes immer wieder auf die moralischen Schwächen des „glorreichen" Feldherrn: seinen Geiz, seine grenzenlose Selbstsucht, seinen Ehrgeiz. Indem er den whiggistischen Vorwurf zurückweist, der Ministerwechsel sei eine pietätlose Rücksichtslosigkeit gegen den verdienten Feldherrn gewesen, bringt er seinen Lesern, bei denen Marlborough ja i. a. noch beliebt war, mit diabolischer Geschicklichkeit hauptsächlich durch das, was er zwischen die Zeilen schreibt, die Überzeugung bei, Marlborough sei bereits überreichlich belohnt worden. Was geht es den Feldherrn und die Soldaten an, fragt Swift mit recht, wer Minister ist? Müssen sie ihren eigenen Lordsiegelbewahrer haben, um siegen zu können? Haben wir uns dem Sieger nicht dankbar erwiesen? Swift stellt fest, dass der Herzog während des Krieges ca. £ 540 000 Einnahmen gehabt hat.

Dann greift der Pamphletist Marlboroughs Habsucht an. Nach allgemeinen moralischen Betrachtungen, bei denen jeder Leser sofort erkennen muss, auf wen sie gemünzt sind, bekennt

er sich zu dem schönen Prinzip, es sei jedermanns Pflicht, einen Habgierigen auf das Abstossende und Verhängnisvolle seines Fehlers aufmerksam zu machen. So würde er — Swift — wenn er zur Zeit des ersten Triumvirats in Rom gelebt hätte, z. B. den Versuch gemacht haben, den Crassus von seiner Habsucht zu heilen. Swift giebt nun den Brief wieder, den er an Crassus geschrieben haben würde, d. h. den er in Wirklichkeit an Marlborough schreibt. Der Brief ist äusserlich ein Muster feinen Taktes, so unbefangen, freimütig und doch achtungsvoll, dass man fast vergessen könnte, einen wie kecken Angriff er an sich schon bedeutet. Als seine Gegner ihm diesen Angriff vorhalten, nimmt er die Miene grösster Harmlosigkeit an und fragt verwundert: „Wenn ich einen jungen hübschen Burschen mit einem Schmutzfleck im Gesicht zu einem Hofball gehen sehe, kann er es mir übel nehmen, wenn ich ihm den Fleck zeige und ihn mit einer Fülle von freundlichen Worten auffordere, sein Taschentuch herauszuziehen und sich abzuwischen?“

Der Autor sucht es zu rechtfertigen, dass die Tory-Minister Marlborough von Anfang an die politische Rolle genommen haben, die er neben den früheren Whig-Ministern hatte spielen können. Jeder Staat, führt er aus, hat im Kriege gewisse Prinzipien zu beobachten, wenn er sich nicht in seinen Lebensinteressen schädigen will. Nie darf z. B. ein Einzelner zum Oberfeldherrn auf Lebenszeit ernannt werden — Marlborough hatte diese Stellung zu erreichen gesucht —, mindestens würde es sich, um Zeit und Blut zu sparen, empfehlen, dem Betreffenden mit der Ernennungsurkunde zugleich die Krone auszuhändigen! Ferner muss jede Nation die Militärgewalt in absoluter Unterordnung unter die Zivilgewalt halten und darf ihr nicht den geringsten Einfluss auf die Politik gestatten. Sonst wird der Feldherr nie andere Minister ans Ruder kommen lassen, als solche, die bereit sind, den Krieg fortzusetzen.

I. a. hütet sich Swift, seine Polemik zu weit auszudehnen. Dasselbe Volk, das er jetzt für die neuen Verhältnisse vollends zu gewinnen sucht, hatte ja früher die Whig-Minister unter-

stützt. Die Tendenz des Pamphletisten ist daher, den Umschlag des Volkes vor diesem selbst zu rechtfertigen, es in seinen blinden Gefühlen zu bestärken, indem er die Schwächen des Whigg'smus möglichst scharf hervorhebt. Er behauptet, eine „Whig-Partei" als Partei mit besonderen politischen Ansichten nicht zu kennen. Diese seien bei allen Gebildeten der Nation gleich. Die „Whig-Partei" könne man nur definieren als „Leute, die an das vorige Ministerium glaubten". Welch' lächerliche Anmassung von dieser intriganten, nur durch niedrige Selbstsucht zusammengehaltenen Fraktion, sich in dem Sinne „Partei" zu nennen, wie die Teile der Nation, die hinter dem jetzigen Tory-Ministerium stehen, d. h. die Königin, das Parlament, der Klerus und mindestens neun Zehntel des übrigen Volkes! Niemand lasse sich von jener „Partei" verführen, die nur von Marlborough und Godolphin geschaffen wurde, weil sie den ihnen Vorteil bringenden Zustand allgemeiner Korruption in der Staatsverwaltung gegen die Reformbestrebungen vaterlandsliebender Männer — damit ist Harley gemeint — verteidigen wollten. Sie haben sich eine Zeitlang halten können, weil sie es verstanden, den Sinn des Volkes zu betören. Jetzt, wo dem Volk die Augen aufgegangen sind, ist es für immer mit ihrer Herrschaft aus.

Swift charakterisiert die Whigs, wenigstens soweit sie Staatsämter bekleidet haben, als die schlimmsten Bösewichter, die es geben kann. „Zwanzig Jahre hat das Land unter der Gewalt von Personen gestanden, denen Prinzip und Interesse geboten, unsere Sitten zu verderben, unsern Verstand zu verwirren, unsern Wohlstand zu erschöpfen und im Laufe der Zeit unsere Staats- und Kirchenverfassung zu zerstören." Der Autor bedauert, dass seine Zeit ihm nicht erlaubt, auch nur einen kleinen Teil, vielleicht „acht oder zehn Tausend" der vorgekommenen Missbräuche aufzudecken.

Welche Thorheit von den Gegnern, den Ministerwechsel als Laune oder als politischen Irrtum zu betrachten! Hat nicht König Wilhelm oft genug das Ministerium gewechselt? Wird ein guter, weiser Fürst jemals einen solchen Wechsel ohne genügenden Grund vornehmen? Konnte sich im vor-

liegenden Falle die Königin länger von Männern bedienen lassen, die ihr in jedem Augenblick drohten, ihr Amt niederzulegen, wenn sie nicht ihren Wünschen willfahrte? Konnte es sich das Volk länger gefallen lassen, wenn sie den Geistlichen jeden Einfluss auf die Erziehung zu nehmen versuchten, wenn sie bei allen Wahlstreitigkeiten zu ihren Gunsten entschieden? Wollte das Volk frei sein, so durfte es nicht länger dulden, dass eine kleine Partei alle Staatsämter unter sich verteilte. Neun Zehntel der Nation sahen sich von dieser „toleranten“ Partei als politische Ketzer exkommuniziert.

Leise beginnt Swift, das Volk an den Gedanken zu gewöhnen, dass der Krieg, über dessen Notwendigkeit die Whigs nie einen Zweifel hatten aufkommen lassen, ein Ende nehmen müsse. Er erregt in seinen Lesern mancherlei Bedenken. Wo sind die Resultate unserer vielen Siege? fragt er. Nirgends ist etwas davon zu erblicken. und das ist nur mit der Torheit und Korruption derer zu erklären, die den Staat damals leiteten.

Mit aufrichtigem Hass wendet sich der konservative Autor gegen die Entwickelung des Bank- und Börsenwesens, wie sie in den letzten Jahren durch die Staatsanleihen hervorgerufen worden war. Man beachte die Kutschen der Hauptstadt, schreibt er entrüstet, und man wird finden, dass die grosse Mehrzahl derer, die heute eine Rolle spielen, aus Offizieren oder aus Kapitalisten besteht. Die Macht, die nach altem Herkommen mit dem Landbesitz verbunden zu sein pflegt, ist heute zu unserm Unglück dem Gelde zugefallen. Denn nach der glorreichen Revolution wandte man, um die reichen Leute an die neue Regierung zu fesseln, das verhängnisvolle Mittel an, zu ungeheueren Zinsen Staatsanleihen aufzunehmen. So ist ein grosser Teil des nationalen Vermögens in die Hände derer gekommen, die nach Geburt, Erziehung und Verdienst auf nichts Höheres Anspruch machen konnten als darauf, unsere Livreen zu tragen. Wie falsch war das Verfahren gewisser Minister, ihre politischen Prinzipien von einer wackligen Republik — Holland — herzunehmen, die fortwährend um das Dasein kämpfen muss und sich nur durch künstliche Mittel

hält! Diese Männer bilden sich ein, der Handel könne nicht blühen, wenn sie nicht Angehörigen aller Nationen, Konfessionen und Sprachen freie Aufnahme gewährten; ein System, das für kleine, demokratische Staaten geeignet sein mag, aber durchaus unter der Würde einer monarchischen Regierung ist. Sie versuchen, nach den Grundsätzen eines Krämers die Verfassung eines Königreiches zu bestimmen, und scheinen zu glauben, die Kunst des Regierens bestehe in der Importation von Muskatnüssen und dem Einpökeln von Häringen. Bei jeder Gelegenheit handeln sie nach dem verderblichen Prinzip, die Interessen des Kapitals über die des Landbesitzes zu stellen, und sie sind soweit davon entfernt, das abzuleugnen, dass sie sogar im Ernst über die Gründe debattieren.

Die ganze wirtschaftliche Entwickelung der letzten Jahre hat nur üble Folgen gehabt. Auch das verwerfliche Freidenkertum und die sich überall regende Opposition gegen die Hochkirche sind auf sie zurückzuführen. Und welche verhängnisvollen Konsequenzen haben sich nicht daraus wieder ergeben!

„Keine Körperschaft in Europa hat sich in den letzten Jahren schlechter gestanden als die anglikanische Geistlichkeit"; und zwar ganz ohne ihr Verschulden. Von allen Seiten war man bemüht, sie herabzusetzen. Kein Thema der Literatur, kein Unterhaltungsstoff war beliebter. Und wie sinnlos waren die Angriffe! Wenn diese die Kirche wegen ihrer Armut verachteten, so hassten sie jene wegen ihres Reichtums; der eine warf ihr Habsucht vor, der andere Verschwendung; der eine tadelte sie, weil sie dem Absolutismus das Wort rede, der andere, weil sie der königlichen Prärogative Widerstand leiste; hier verurteilte man ihren Stolz, und dort höhnte man über ihre würdelose Selbsterniedrigung. Kurz, sie seufzte überall unter dem Druck der Armut, des Übelwollens, der Verachtung und Verleumdung.

Es ist durchaus zu verwerfen, dass die Whigs innerhalb des Protestantismus keinen Unterschied der Konfessionen machen wollen. Sie geben vor, sie hielten eine nationale Religion nicht für notwendig, und bemühen sich ganz ungescheut,

den Dissentern politische Gleichstellung mit den Anglikanern zu verschaffen. Aber ihre politischen Prinzipien erklären es zur Genüge, warum sie der anglikanischen Form der Gottesverehrung so abgeneigt sind; denn wenn die Kirche den Gehorsam gegen den Fürsten zur Pflicht des Unterthanen macht, so passt das nicht in ihre Pläne. Wie albern ist ihre Theorie, man dürfe niemanden von den Staatsämtern ausschliessen um einiger religiöser Begriffe willen! „Als ob die Ämter betteln gehen müssten, wenn die Brownisten, Familisten, Sweetsinger, Quäker, Anabaptisten und Muggletonianer sie uns nicht abnähmen."

Gottlob, diese Leute samt ihren Prinzipien sind für immer verschwunden! Freuen wir uns, dass die Königin wieder die Freiheit hat, dem Klerus die Achtung zu erweisen, die sie ihm stets schuldig zu sein glaubte.

Drei Tendenzen schoben die Whigs den Tories unter, um sie beim Volk zu verdächtigen: Papismus, Absolutismus, Jakobitismus. Swift befasst sich sehr viel mit diesen Punkten, lässt sich jedoch auf eine sachliche Behandlung nicht ein, sondern redet die Vorwürfe, an denen in der That nicht viel Wahres war, mit gewandter Dialektik nieder und bringt es sogar fertig, den Spiess umzudrehen. Er führt z. B. aus: Da die Papisten religiöse Spaltungen in einem Lande als das erste und beste Mittel betrachten, um ihrerseits die Oberhand zu bekommen, so hat ihnen in England niemand mehr in die Hände gearbeitet als die Whigs, die jeder kleinen Sekte ein Existenzrecht zusprachen und Schutz gewährten; und was anderes ist der Atheismus whiggistischer Freidenker als die unmittelbare Vorstufe zum Aberglauben, d. h. zum Katholizismus? — Ähnlich behandelt der Autor die beiden anderen Punkte.

Da Swift die Rolle eines Parteischriftstellers einmal übernommen hatte, so konnte er sich auch der Aufgabe nicht entziehen, die Verdienste und Fähigkeiten der Tory-Minister herauszustreichen. Doch erledigte er diesen Teil sehr kurz; offen zu loben fällt ihm schwer. Nur wo er über ihre Verdienste um die Hochkirche spricht, ist sein Beifall aufrichtig.

Wie der Autor seine eigene schriftstellerische Thätigkeit, als deren wesentlichen Inhalt er die Satire betrachtete, auffasste, darüber giebt uns eine interessante Äusserung dieser Zeitschrift Aufschluss. Er sagt: In Anbetracht dessen, dass unsere Gesetze viele Lücken enthalten, dass die königliche Prärogative ohne Macht ist, und noch mancher anderen Umstände wird man nicht leugnen können, dass viele arge Missbräuche vorkommen und selbst bekannt werden, denen mit dem Gesetz nicht beizukommen ist. Man darf niemand deshalb für unschuldig halten, weil er noch nicht bestraft worden ist. „Ich neige daher zu der Annahme, dass, um diesem Mangel abzuhelfen, die Satire aufgekommen ist; selbst die, die sich weder durch die Religion, noch durch natürliche Tugend, noch durch Furcht vor Strafe in den Schranken der Pflicht halten lassen, werden von ihr vielleicht noch beschämt und gebändigt. Denn ihr Vergehen wird vor den Augen der Welt blossgestellt, und sie selbst werden der allgemeinen Verachtung preisgegeben."

Wenn der Autor auch in positiver wie negativer Beziehung auf seine Partei Rücksicht nehmen muss, so sagt er doch im Wesentlichen, was er selbst empfindet, und was er auch sonst in seinen Schriften vertritt. Er ist auch als „Tory" kein Doktrinär. Die Lehre vom „Passiven Gehorsam" giebt er aus Überzeugung preis. Der beschränkte Fanatismus Sacheverells ist ihm im Grunde verhasst. Seine politischen Prinzipien formuliert er in der That so, dass jeder vernünftige, unbefangene Gebildete seiner Zeit sie anerkennen konnte. Er rechnet es dem toryistischen Adel und dem Klerus zum Verdienst an, dass sie sich an der Revolution von 1689 beteiligt haben, und erklärt diese für „berechtigt" im Interesse der Sicherheit des Volkes. Wenn er die grosse Revolution als „Rebellion" bezeichnet und die Hinrichtung Karls I. als „Mord" betrachtet, so urteilt er nicht als Politiker, sondern als Anglikaner über Puritaner. Auf politischem Gebiet ist er unbefangen und tolerant — nur wo es die Interessen der Hochkirche gilt, da kommt die Leidenschaft zum Ausbruch, da ist er geradezu verkörperte Reaktion und Intoleranz. Man sieht das mehr

aus dem, was er angreift, und der Art, wie er es angreift, als aus dem, was er positiv aufstellt. Er formuliert seinen Standpunkt nie, und der Gegner, der ihn auf einen solchen festzunageln sucht, fällt unter den Streichen seiner Dialektik und Satire.

Er klagt darüber, dass der Hochkirche ihre alten Privilegien genommen sind, oder dass sie wenigstens nicht mehr die Macht hat, sie aufrecht zu halten. Mit bitterem Zorn sieht er, dass die Vertreterversammlung der anglikanischen Geistlichkeit, die Konvokation, die frühere Bedeutung verloren hat, und dass selbst in kirchlichen Angelegenheiten das Parlament die letzte Entscheidung trifft. Wiederum tritt er aufs energischste für die Testakte ein. Er ist grundsätzlich dagegen, dass den Nicht-Anglikanern die geringsten Vorteile oder Rechte gewährt werden. Alle staatsbürgerlichen Rechte will er den Anglikanern vorbehalten wissen, die Dissenter sollen zufrieden sein, wenn man ihnen Ausübung ihrer Religion gestattet.

Sein unausgesprochenes, aber leidenschaftliches Verlangen ist: die Geistlichkeit soll herrschen, ihre Gesamtheit im politischen, ihre einzelnen Mitglieder im gesellschaftlichen Leben. Es ist eine schreiende Ungerechtigkeit, dass ihre Wünsche in materieller Hinsicht nicht befriedigt werden. Wie viel besser hatte es die Kirche vor der Reformation, als sie noch über Klosterschätze und reichen Landbesitz verfügte!

In bezug auf den Weg, auf dem Swift die hochkirchlichen Interessen zu fördern denkt, ist er ganz der „praktische" Politiker. Er verlangt und erwartet Unterstützung von dem Presbyterianer Harley und von dem Atheisten Bolingbroke. Wenn jemand, sagt er einmal, die Religion lediglich als ein bequemes Mittel zur Bändigung der Massen betrachtet und die Hochkirche für besonders geeignet in dieser Beziehung ansieht, so ist zwar die Lage eines solchen Mannes mit Rücksicht auf sein zukünftiges Leben sehr beklagenswert, aber die Vorsehung, die oft durch Schlechtes Gutes schafft, kann selbst einen solchen Mann zu einem Werkzeuge machen, um der Kirche zu dienen.

Werfen wir noch einen Blick auf die geistesgewaltige Art,

in der er seine literarischen Gegner, die Whig-Pamphletisten, behandelt, deren Wespennest bei jeder seiner literarischen Äusserungen in Aufruhr zu geraten pflegte. Er schreitet über ihren Köpfen dahin wie Gulliver über denen der Lilliputaner. Seine Verachtung ist zu aufrichtig, als dass er sich die Mühe nähme, das laute Geschrei, mit dem sie jeden seiner Schritte begleiten, irgendwie sachlich zu beantworten. Gelegentlich nimmt er einen von ihnen in die Hand und spielt grimmig lachend Fangball mit ihm. Und wenn ihre unaufhörlichen Nadelstiche seine Ungeduld einmal zu stark reizen, so behandelt er sie wie lästiges Ungeziefer und fegt mit gewaltigen Besenstrichen gleich die ganze Schar zusammen. In der letzten Nummer aber, die er herausgiebt, entreisst ihm der Zorn über sie doch die bitteren Worte: Nichts kann mich mehr kränken als der Gedanke, dass ich demselben Menschengeschlecht angehöre wie Geschöpfe, die so viel Albernheit, Dummheit, Falschheit und Frechheit zur Schmach und Schande der menschlichen Natur vorzubringen imstande sind! —

Im Juni 1711 überliess Swift, wie gesagt, die Redaktion der Zeitschrift, der auch die Gegner ihre Bewunderung nicht versagt hatten, untergeordneten Literaten der Partei, um sich anderen Werken zuzuwenden. Aus der Zahl der Auflagen, den Angriffen der Gegner und nicht zum wenigsten aus inneren Gründen dürfen wir schliessen, dass das Blatt in weiten Kreisen Aufsehen erregt und den beabsichtigten Erfolg gehabt hat.

Während unser Autor nicht aufhörte, im Ton der tiefsten Überzeugung zu verkünden, dass die eigene Partei unbesieglich, die feindliche völlig überwunden und ohnmächtig sei, blickte vielleicht niemand aus der ganzen Partei mit grösserer Besorgnis in die politische Zukunft als er. Wir sehen aus dem Journal an Stella, für wie bedenklich er die Lage hielt, und wie sehr er von Tag zu Tag nach dem Frieden bangte als nach dem Einzigen, was die Stellung des Ministeriums einigermassen sichern könne. Er selbst trug zu seiner Erreichung bei, soviel in seinen Kräften stand, indem er die öffentliche Meinung, deren man noch keineswegs sicher war, dafür zu

gewinnen suchte. Ausser den erwähnten Stellen im Examiner und einigen kleineren Schriften diente diesem Zweck besonders das Pamphlet: „Das Verhalten der Verbündeten und des letzten Ministeriums in bezug auf den Beginn und die Fortführung des gegenwärtigen Krieges“ (The Conduct of the Allies and of the Late Ministry in Beginning and Carrying on the Present War)[1]), seine wichtigste politische Schrift überhaupt, die im Nov. 1711 erschien.

Sie trägt den Charakter der Denkschrift, insofern sie sich auf sorgfältige Quellenstudien stützt, und zugleich durch ihre Tendenz den des Pamphletes. Der Autor achtet den gewissenhaft gesammelten Stoff nicht als etwas Objektives, dessen Zügen seine Darstellung behutsam zu folgen hätte, sondern mit temperamentvoller Kraft packt und unterwirft er ihn und gestaltet ihn so, ohne sich dessen bewusst zu sein, subjektiv um. Er verfährt anders in der Gruppierung und Hervorhebung der einzelnen Züge, als etwa ein ebenfalls unparteiischer Schriftsteller der Gegenpartei verfahren sein würde. Nirgends zeigt er zweifelndes Bedenken, vorsichtige Kritik, wenn er Zusammenhänge und Motive sucht; überall finden wir rückhaltlose, schroffe Bestimmtheit, fertige Urteile. Zwei Voraussetzungen oder Vorurteile liegen der Schrift zu grunde. Einmal: die Whigs haben rein aus Egoismus den Krieg begonnen und fortgesetzt; welche Unverschämtheit von ihnen, jetzt, wo die Tories den Frieden wollen, den Krieg als objektiv notwendig hinzustellen, während doch bedeutend mehr objektive Gründe für den Frieden sprechen! Das andere Vorurteil ist der Hass gegen die ausländischen Verbündeten der Whigs.

Er schreibt ein Stück aus der Geschichte der Kabinetspolitik — denn eine solche war es auch in England, wenn auch hier weniger der König als das Parteiministerium die Entscheidung in der Hand hatte —, und so kann er sich, wie es ihm auch persönlich am nächsten liegt, vorzugsweise mit dem Thun und Lassen einzelner Persönlichkeiten beschäftigen. Daher ist sein subjektiver Standpunkt berechtigter, als es uns bei

[1]) Works IV, 291 ff.

unserer Auffassung der Geschichtschreibung zunächst scheint. Es muss doch in der That sehr viel persönlicher Egoismus in der ganzen whiggistischen Politik gewesen sein, wenn Swift ihn als leitendes Motiv ansehen und diese Anschauungen durchführen kann, ohne deswegen die Objektivität der Darstellung, die er in ziemlich hohem Grade beobachtet, aufgeben zu müssen. Er berücksichtigt zwar das sachliche Für und Wider, aber er zeigt weder lebendiges Interesse noch tieferes Verständnis dafür. Auch hier geht er von vornherein von der Überzeugung aus, dass die Interessen des Grundbesitzes („landed interest") über die des Kapitals („monied interest") zu stellen seien: das Urteil des Anglikaners.

Folgen wir seinen Darlegungen.

Niemand, behauptet er einleitend, kann die Notwendigkeit des Friedens leugnen ausser denen, die materiellen Gewinn vom Kriege haben, denen, die dem neuen Ministerium Unannehmlichkeiten zu bereiten wünschen, und denen, die die Lage des Staates nicht kennen. Diese letzten vor allem sollen aus der Schrift Belehrung schöpfen.

Der Autor konstatiert zunächst die für das englische Rechtsbewusstsein stets massgebende Thatsache des Präcedenzfalles. Seit den Rosenkriegen ist kein Krieg von England geführt worden, der dem Lande so grossen Schaden zugefügt hat. Und um den Ursprung des Krieges zu betrachten, so war bereits die Politik König Wilhelms zu verwerfen; denn sie verfolgte nur den einen Zweck, Frankreich zur Anerkennung des Königs zu zwingen. Der Friede, den Wilhelm dann schloss, brachte England keinen Vorteil; der Teilungsvertrag war von vornherein zwecklos. Darauf erklärten England und Holland dem französischen König den Krieg, Holland aus schwerwiegenden Gründen und unter dem Druck der Not, England „nur" deshalb, weil „Frankreich einen Teil der spanischen Lande in Besitz nahm, und weil es den Prätendenten zum König von England erklärte". Abgesehen von dem letzten Punkt hatten wir uns also über nichts anderes zu beklagen als jeder beliebige Fürst von Europa. Der Kaiser, Portugal und Savoyen schlossen ein Bündnis mit uns, weil sie sich

schwer bedroht sahen, und wir waren unbegreiflicherweise bereit, ihnen für den Fall des Sieges die grössten Vorteile zu garantieren. Die übrigen Verbündeten sind nur um der Subsidien willen dem Bunde beigetreten. Zahlreiche Gründe hätten schon damals für den Frieden sprechen müssen. Erstens litt das Land bereits unter einer schweren Schuldenlast. Zweitens hatte England Philipp schon als König von Spanien anerkannt. Drittens hätte man erwägen sollen, ob es gerecht und möglich sei, den Spaniern wider ihren Willen einen Herrscher aufzuzwingen, da doch England selbst denselben Versuch von französischer Seite so energisch zurückwies. Viertens war es sehr unwahrscheinlich, dass Spanien oder Frankreich je von sich aus ihre Selbständigkeit soweit aufgeben würden, um in jeder Beziehung gemeinsame Sache zu machen; aber gerade unser Angriff konnte sie dazu veranlassen. Und schliesslich war bekannt, dass die Spanier ihren Abscheu gegen die ketzerischen Verbündeten des Erzherzogs Karl nie überwinden würden. — Die Gründe, die für den Krieg sprachen, fielen dem gegenüber wenig ins Gewicht: England hatte keinen Vorteil vom Kriege zu erwarten.

„Gegen alle Klugheit und Vernunft sind wir als Hauptmacht in den Kampf eingetreten, während wir nur als Hilfsmacht hätten auftreten dürfen.“ Die Angelegenheit des Prätendenten hätte leicht friedlich geregelt werden können. Aber die damaligen Staatsmänner in England waren anderer Ansicht und verpflichteten sich, fremde Interessen „mit allen Mitteln“ zu unterstützen, d. h. da die regelmässigen Staatseinnahmen schon auf Jahre hinaus ausgegeben waren, mit Hilfe neuer, stets grösser werdender Staatsanleihen.

Im Lauf des Krieges ist die Kraft des Staates dort vergeudet worden, wo am wenigsten Aussicht war, die Ziele zu erreichen, nach denen man angeblich strebte. In Spanien, wo man den Feind am wirksamsten hätte angreifen können, und wo sich für England der grösste Vorteil hätte erzielen lassen, sind nicht die geringsten Anstrengungen gemacht worden, obwohl man die Eroberung Spaniens als Hauptzweck des Krieges hinzustellen pflegte. Was haben alle die ruhmreichen Siege

in Flandern genützt? Kann nicht der Krieg hier nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge noch zwanzig Jahre länger dauern? Entschädigt es uns für die sechs Millionen, die wir für den Feldzug eines Jahres ausgeben, wenn zu gunsten der Niederländer eine Stadt erobert wird? Wir haben die grössten Opfer an Menschenleben und Geld gebracht nicht für einen gleichgiltigen Zweck, was Torheit wäre, sondern, was völliger Wahnsinn ist, um die Macht unseres Rivalen, Hollands, zu erhöhen! Wir haben ihnen einen Festungsgürtel in den spanischen Niederlanden garantiert, durch den sie das ganze Land wirtschaftlich beherrschen und unseren Handel verdrängen werden, wie sie es schon jetzt versuchen. Warum führte man nicht in den Kolonien Krieg und schnitt Frankreich die Silberzufuhr ab? Die Antwort ist leicht zu finden: „weil die See nicht das Element des Herzogs von Marlborough ist."

„Wir haben es uns gefallen lassen, dass jeder einzelne unserer Alliierten sämtliche Artikel in den Verträgen und Abkommen brach, durch die er verpflichtet war, und alle Lasten auf unsere Schultern wälzte." Wir haben allen Verbündeten Vorteile versprochen und von keinem etwas dafür bekommen. Allerdings hat sich Holland im Barrierevertrag verpflichtet, die protestantische Erbfolge in England zu unterstützen: aber wozu das? Erscheint es nicht selbst töricht, unsere Legislative einer fremden Macht gegenüber für alle Zukunft so zu binden, da doch die Möglichkeit nie ausgeschlossen ist, dass sie sich wieder einmal zur Selbsthilfe gegen einen tyrannischen Fürsten gezwungen sieht?

Das Verhältnis der Heereskontingente, die wir und Holland jetzt stellen, ist nicht das vertragsmässig festgesetzte, sondern genau das umgekehrte. Nie haben sie ihre besonderen Wünsche um des allgemeinen Besten der Allianz willen zurücktreten lassen. Durch die Langsamkeit ihrer Subsidienzahlungen haben sie uns unendliche Schwierigkeiten bereitet. Auch der Kaiser hat nie diejenige Anzahl von Soldaten gestellt, zu der er sich verpflichtet hatte, sondern hat es uns überlassen, seine Schlachten zu schlagen. Aussichtsvolle Unternehmungen sind nur durch seine Säumigkeit und seinen bösen Willen gescheitert. Fast

die gesamte Armee, die in Spanien kämpfte, ist von England bezahlt worden. Wir sind es gewesen, die Süddeutschland eroberten und die Franzosen zwangen, Oberitalien zu räumen.

Und was war die Ursache, dass wir so von ganz Europa zum Narren gehalten wurden? Der Grund war der, dass drei Personen in England, nämlich das Ehepaar Marlborough und beider Schwiegersohn Godolphin ihren Durst nach Macht und Reichtum befriedigen wollten. Dazu schien ihnen ein Krieg das beste Mittel, da ja die Leitung ihnen zufallen musste; solange die Leitung in anderen Händen lag, waren sie eifrige Anhänger der Friedenspolitik. Helfershelfer fanden sie in den bei Annas Regierungsantritt entlassenen Whigs, denen sich die Geldleute anschlossen. Man unterstützte sich gegenseitig bei dem Vorhaben, unter allen Umständen Krieg zu führen. Man bewilligte den Alliierten alle gewünschten Vorteile auf Kosten des Landes; denn der Feldherr war mit seinem Gewinn zufrieden, die Geldhändler machten gute Geschäfte, und die Whigs erhielten Ämter.

Es war ungerecht, töricht und gottlos, das Prinzip aufzustellen, dass kein Friede geschlossen werden dürfe, so lange die Bourbonen nicht auf Spanien verzichteten. Der einzige Grund dafür war das Bestreben unserer Staatsmänner, den Friedensschluss soweit als möglich hinauszuschieben. Was man als Zweck des Krieges vorschützte, wäre im Jahre 1709 zu Gertruydenberg leicht zu erlangen gewesen; ja Frankreich ist damals sogar in seinen Zugeständnissen noch weiter gegangen. Aber die Alliierten erhoben Forderungen, die aller Vernunft widersprachen. Die Diplomaten müssen sich damals als denkende Menschen darüber klar gewesen sein, dass Frankreich bereits das Äusserste gewährt hatte. Ihr ganzes Verhalten wäre unerklärlich, wenn wir nicht eben ihre Habsucht und ihren Ehrgeiz als die wahren Motive angeben könnten.

Der Tod des Kaisers im vergangenen Jahr hat die Sachlage vollkommen verändert. Wenn auch ein Habsburger auf dem spanischen Throne einem Bourbonen vorzuziehen wäre, so lohnt dieser kleine Vorteil doch die ungeheuren Anstrengungen nicht, die wir machen müssten, um ihn zu erreichen.

Auch würden wahrscheinlich unsere deutschen Alliierten sich weigern, für eine österreichisch-spanische Personalunion einzutreten.

Möchte das englische Volk doch endlich aufhören, auf das Geschwätz whiggistischer Zeitungsschreiber zu achten, und einmal die finanzielle Lage des Staates ins Auge fassen. Schon sind wir nicht mehr im stande, mit den regelmässigen Einnahmen die Zinsen der Staatsschuld zu bezahlen. Lange Jahre der Ruhe und des Friedens werden nötig sein, um diese selbst abzutragen. Nirgends in der Geschichte bietet sich ein Beispiel, dass man kommende Geschlechter im voraus in Schulden stürzte. „Ich zweifele nicht daran, dass es ein gewaltiger Trost für unsere Enkel sein wird, wenn sie ein paar Fetzen in Westminster hängen sehen, die hundert Millionen kosten, und für die sie selbst noch zu zahlen haben."

Wir selbst können den Krieg nicht mehr in dem bisherigen Umfange weiter führen. Auch unsere Alliierten geben uns zu verstehen, dass sie ihr bisheriges Kontingent in Zukunft nicht mehr stellen können. Sie haben ihre Ziele durch unsere Bemühungen erreicht und wünschen jetzt, das Erworbene in Ruhe zu geniessen. Wir sind nie sicher, dass sie nicht plötzlich einen Separatfrieden schliessen. Friede soll allerdings geschlossen werden; aber da England den Krieg geführt hat, so soll auch England den Frieden schliessen. Es ist nicht nötig, dass wir auf der Abtretung Spaniens bestehen. Auch ohne das werden unsere Minister die Interessen unseres Handels wahrzunehmen wissen. Spanien wird auch unter einem Bourbonen seine Selbständigkeit Frankreich gegenüber behaupten. Weshalb sollen wir einen Krieg fortsetzen, der das Staatswohl schädigt und nur privaten Interessen dient? Frankreichs Lage ist durchaus nicht so verzweifelt, wie wir uns einbilden möchten. Vor allem geht es viel sparsamer um mit seinen Kräften und seinem Gelde und wird so den Krieg länger fortsetzen können als wir. Auch das jetzige Ministerium würde in der Fortsetzung des Krieges seinen Vorteil finden können. Gegen ihr eigenes Interesse treiben sie Friedenspolitik, weil sie es im Interesse des Landes für notwendig halten. —

Mit dieser echt journalistischen Unverfrorenheit schliesst das Pamphlet, das trotz mancher Übertreibungen und tendenziösen Verdrehungen doch wohl im ganzen Thatsachen bringt und sowohl durch seinen objektiven wie durch seinen subjektiven Gehalt ein überaus interessantes Bild aus dem Anschauungsleben der Zeit bietet. Der unmittelbare Erfolg war so ausserordentlich, wie es bei der Bedeutung und den formellen Vorzügen der Schrift zu erwarten war. Im Lauf einer Woche waren vier Auflagen, im ganzen 11000 Exemplare, vergriffen. Für die Tories wurde sie eine Autorität, auf die sich Pamphletisten wie Mitglieder des Parlaments bei ihren Argumentationen stützten. Andererseits waren die Whigs wütend. Sie überhäuften den Autor mit Schmähungen, drohten mit Anklagen und machten in zahlreichen Gegenschriften vergebliche Anstrengungen, ihrem gewaltigen Gegner den Sieg über die Geister streitig zu machen.

Andere Werke dieser Epoche seien nur kurz genannt. Die drei bedeutendsten waren „Unterthäniger Rat an die Mitglieder des Oktober-Klubs“ (Some Advice Humbly Offered to the Members of the October-Club), „Vorrede zu der Einleitung des Bischofs von Sarum“ (Preface to the Bishop of Sarums Introduction), „Der öffentliche Geist der Whigs“ (The Public Spirit of the Whigs).

Die erstgenannte Schrift wandte sich an eine Vereinigung hochtoryistischer Unterhausmitglieder, die sich zu dem Zweck gebildet hatte, die Minister zu radikalerem Vorgehen gegen die Whigs zu zwingen. Da nun die Minister gerade dem Widerwillen der Königin gegen ein einseitiges Parteiministerium ihre Berufung verdankten, so kamen sie durch die Ungeduld ihrer Parteigenossen sehr in Verlegenheit. Swift bemüht sich in seiner Schrift, die Parteifanatiker zu beschwichtigen, doch nicht ohne den Ministern einen ernsten Rat zu erteilen. Jenen hält er vor, wie unsicher die Stellung der Minister noch immer sei, welchen Gefahren die Partei sich durch ihre Uneinigkeit aussetze. Man dürfe nicht Beliebiges von den Ministern verlangen, denn kein Uneingeweihter könne wissen, wie weit ihr Einfluss

bei dem Souverän gehe. — Soweit tritt Swift für die Minister ein; aber man sieht, dass er selbst mit dem Herzen auf seiten der Radikalen steht. Er spricht die bestimmte Erwartung aus, dass binnen kurzem alle Hindernisse beseitigt sein würden, die sich jetzt noch einer systematischen Begründung der Parteiherrschaft in den Weg stellten, und dass die Minister es an Eifer und entschlossenem Parteisinn nicht fehlen lassen würden, um das begonnene Werk auch wirklich zu Ende zu führen. — Swift war sich offenbar schon jetzt darüber klar, wie gefährlich die Schwäche und Unentschiedenheit Harleys der Zukunft der Partei werden konnte.

Die zweite Schrift wurde veranlasst durch einen Angriff des bekannten Bischofs Burnet, eines whiggistischen Brausekopfes. Burnet hatte in der als Pamphlet veröffentlichten „Einleitung" zum dritten Band seiner „Geschichte der englischen Reformation" sehr heftige und unbesonnene Schmähungen gegen den orthodoxen Anglikanismus und gegen den angeblichen „Jakobitismus" der Tories ausgestossen. In beiden Punkten fühlte sich Swift persönlich beleidigt, und er antwortete seinem geistlichen Bruder in der genannten Schrift mit ungewöhnlicher Schärfe. Er greift die Person seines Gegners und den formellen Teil von dessen Schrift mit einer so beissenden Satire, einer so giftigen Polemik an, wie wir es kaum wieder bei ihm finden. So sind auch die in dem Werk enthaltenen historisch-politischen Urteile, ohne in ihrem Wesen verändert zu sein, infolge der oppositionellen Tendenz mehr zugespitzt als sonst. Er fasst die englische Reformation als beklagenswerte Vergewaltigung der Kirche auf, durch die ihr selbst das Notwendige an Landbesitz und Einkünften genommen worden sei. Heinrich VIII., so urteilt er, ist ein guter Papist gewesen und hat nie beabsichtigt, die Religion in seinem Lande zu ändern, sondern hatte nur Gewaltthätigkeit und Blutvergiessen im Sinn. Er hat nicht die geringsten Verdienste um die Reformation oder das Land und ist einer der schlechtesten Fürsten aller Zeiten und Länder gewesen. Die anglikanische Kirche ist auch heute noch nicht frei, so lange nicht der Konvokation das gebührende Mass von Achtung und Macht

eingeräumt worden ist. Was die Angriffe gegen die Tories angeht, so sind diese dem Staat weit weniger gefährlich als Freideuker uud Dissenter; „unsere protestantischen Feinde sind viel eher als die Katholiken im stande uns zu verderben und sind nicht weniger dazu geneigt."

In der dritten Schrift: „Der öffentliche Geist der Whigs", erschienen Anfang des Jahres 1714, antwortete Swift auf ein Pamphlet des Whig Richard Steele, der das Volk mit grossem Pathos vor den bösen Absichten der Tories warnen zu müssen glaubte. Zum grossen Teil wendet sich Swifts Satire gegen die formelle Seite der Steele'schen Schrift, die ihm in ihrer Ungeschicklichkeit ein bequemes Objekt bot. Sachlich konnte er uicht viel Neues bringen; er sagt selbst: „Die Gegner stellen unverdrossen tausend falsche Behauptungen auf, ohne Furcht, Witz, Gewissen oder Kenutnis; und wir, die wir ihnen antworten, müssen für jede einzelne ein Argument bereit haben, und bekommen dann im nächsten Pamphlet dieselben Dinge abermals zu hören, ohne dass im geringsten beachtet worden ist, was wir zu ihrer Widerlegung gesagt haben." In sehr treffender und charakteristischer Weise beurteilt Swift hier den endlosen Prinzipienstreit über die Revolution: „Sollen Gehote der äussersten Notwendigkeit als allgemeine Grundsätze eingeführt werden, nach denen man immer zu handeln hat?" Man sollte lieber das Allgemeine lehren, den schuldigen Gehorsam gegeu die Ohrigkeit, und nicht die Ausnahme: die Berechtigung des Widerstandes. Nirgends verwirft Swift die Union so heftig und ungescheut wie hier. „Es war ein Projekt, für das nicht der geringste Grund, nicht die kleinste Notwendigkeit vorlag." Nur deswegen wurde sie geschlossen, weil Schottland durch die Schwäche oder Bestechlichkeit Godolphins es durchgesetzt hatte, dass es sich ein Heer bilden konnte. Diese Waffe, die man ihm so unvorsichtig in die Hand gegeben hatte, liess sich nur durch eine Vereinigung beider Länder unschädlich machen. Lord Somers hat dem Autor offen erklärt, dies „sei die einzige Veraulassung zur Grüudung der Union" gewesen. —

Dass Swift mit dieser seiner Auffassung recht haben dürfte,

geht u. a. daraus hervor, dass dieselben Männer, die sich die Gründung der Union zum Verdienst anrechneten, im Jahre 1714 im Parlament für ihre Auflösung stimmten, nur um dem toryistischen Ministerium Schwierigkeiten zu bereiten.[1])

Die Veröffentlichung des zuletzt genannten Pamphletes hätte beinahe üble Folgen für Swift gehabt. Er hatte sich in sehr geringschätziger Weise über den schottischen Adel geäussert, und dadurch fühlten sich die schottischen Mitglieder des Oberhauses so beleidigt, dass sie sich in corpore zur Königin begaben und Genugthuung verlangten. Ihrem Wunsche entsprechend wurden Herausgeber und Drucker gefänglich eingezogen, und auf Entdeckung des anonymen Autors eine grosse Belohnung gesetzt. Obgleich viele den Autor kannten, gelang es den Bemühungen der Minister, eine Anklage zu verhindern und nach einiger Zeit die Angelegenheit niederzuschlagen. Steele erging es nicht so gut. Wegen Veröffentlichung jener Schrift, auf die Swift geantwortet hatte, wurde er aus dem Parlament ausgestossen, wenige Tage nachdem er seinen Sitz als neugewähltes Mitglied eingenommen hatte.

So zäh Swift in seinen Bemühungen sein konnte, wenn es galt, seinen Bekannten vorwärts zu helfen, so wenig dachte er lange Zeit an seine eigene Zukunft. Er diente nicht wie Defoë und andere Lohnschreiber für klingende Münze. Die Versprechungen, die die Minister ihm reichlich machten, liessen ihn kalt. Wir haben gesehen, wie seine Stellung und seine Thätigkeit an sich ihm, soweit es überhaupt möglich war, Befriedigung gewährten. Erst als der heisseste Kampfessturm für seine Partei vorüber war, fasste er seine äussere Zukunft ins Auge. Er hatte das richtige Gefühl, dass er aus seiner jetzigen Stellung nicht in die unbedeutende Pfarrei zurückkehren konnte, ohne sich dem allgemeinen Spott auszusetzen. Offen und energisch erklärte er den Ministern, dass er, da sie nicht den Willen oder die Fähigkeit zu haben schienen, seine Beförderung durchzusetzen, nach Irland zurückzukehren denke. Wenn er

[1]) Vgl. Salomon: Das letzte Ministerium der Königin Anna, p. 207 ff.

denn auf seiner armseligen Pfarrei bleiben solle. so wolle er sie lieber freiwillig als unter dem beschämenden Zwang äusserer Umstände aufsuchen. Unter vielen Schmeicheleien und Entschuldigungen erklärten sich die Minister sofort bereit, ihm ein höheres Amt zu verschaffen, und so erhielt er endlich zwar nicht das Ziel seiner Wünsche: die Bischofswürde, aber doch wenigstens die bedeutendste Dekanei von Irland, St. Patrick zu Dublin. Die Entscheidung machte ihm keine Freude. Ihn schauderte bei dem Gedanken, sein Leben in dem halb unkultivierten Irland zubringen zu müssen; und zugleich nahm er mit dem Gefühl bitterer Enttäuschung Abschied: „Ich gestehe, dass ich glaubte, die Minister würden mich nicht gehen lassen."

Er erfuhr zu seiner Genugthuung bald, dass sein Rat und seine Unterstützung den Ministern in der That sehr wertvoll war. Gerade im Sommer 1713, wo er London zum ersten Mal wieder verliess, wurde der Riss innerhalb des Ministeriums unheilbar und offenkundig und flösste den Freunden der Minister die grössten Besorgnisse ein. Auch Swift beobachtete ihn mit aufrichtiger Betrübnis und grosser Sorge. Wenn er auch in Bolingbroke den geborenen Führer der Partei sah, so brachte er es doch nicht über sich, gegen seinen Freund Harley Partei zu nehmen. Auch zweifelte er sehr stark, ob es Bolingbroke wirklich gelingen werde, die Partei zu absoluter Herrschaft zu führen. So versuchte er denn mit allen Mitteln der Überredungskunst, die Differenzen zwischen den Ministern beizulegen, und wenn wenigstens der Ausbruch des Konfliktes eine zeitlang hinausgeschoben wurde, so verdankte es die Partei seiner vermittelnden Thätigkeit. Als persönlicher Freund und nächster Vertrauter beider Männer war er die für diesen Zweck geeignetste Persönlichkeit, und so schien seine stete Anwesenheit in London seinen Freunden durchaus notwendig. Kaum war er daher in Irland angekommen, so riefen ihn dringende Briefe zurück, und er folgte diesen Rufen nicht ungern schon im Herbst 1713.

Im April des Jahres 1714 richtete Swift eine Denkschrift an die Königin, in der er die Bitte aussprach, zum Hofhistorio-

graphen ernannt zu werden; er wolle es übernehmen, die Geschichte ihrer Regierung wahrheitsgemäss zu schreiben, um so allen falschen Darstellungen, die man erwarten müsse, im Voraus den Boden zu entziehen. Swifts Wunsch wurde nicht erfüllt, und man muss annehmen, dass seine ministeriellen Freunde sich keine allzu grosse Mühe gegeben haben, ihm das Amt zu verschaffen; denn zwei andere, damals bereits fertige Schriften, in denen er sich mit der Geschichte der Gegenwart beschäftigte: „Geschichte der letzten vier Jahre der Königin“ und „Freie Gedanken über den gegenwärtigen Stand der Dinge“, wurden deshalb nicht veröffentlicht, weil die Minister mit der Darstellung, d. h. wohl mit der Objektivität Swifts nicht einverstanden waren.

Im Verlauf des Winters erkannte Swift immer deutlicher, dass eine Versöhnung der Minister nicht mehr möglich war, und dass, wenn die Königin in absehbarer Zeit sterben würde — wie es bei ihrem Zustand wahrscheinlich war —, die Minister weder Mittel noch Aussicht hatten, sich zu behaupten. Unmutig verliess er angesichts dieser hoffnungslosen Lage und der rein persönlichen Wendung der Dinge den Schauplatz seiner Thätigkeit und kehrte, nach längerem Aufenthalt auf dem Lande in England, im Herbst 1714 nach Dublin zurück. Er ahnte es mit Verzweiflung und Bitterkeit, dass das, was allein seinen Ehrgeiz zu locken vermochte: eine glänzende, angesehene Stellung unter den Gebildeten, in den höchsten Kreisen des Staates, unwiderbringlich für ihn dahin war. Was galt es ihm, wenn die Armen und Ungebildeten Irlands seinen Namen priesen?

Schluss.

Überblick über Swifts politisches Denken.

Wenn wir uns das Resultat unserer Betrachtungen vergegenwärtigen, so können wir zunächst das eine klar und deutlich erkennen, dass Swifts Lebensarbeit keinem politischen Ideal galt, und dass er, was für ihn charakteristisch ist, es verschmähte, tönenden Wortes ein solches aufzustellen. Die eine gewaltige Kraft, die diesen Geist bewegte, ertrug keine Verschleierung: es war der Ehrgeiz der kraftvoll-genialen Persönlichkeit, zu herrschen. Dabei war es ihm gleichgiltig, wodurch und wie er herrschte. In Moor Park strebte er danach, eine Grösse auf literarischem Gebiet zu werden. Dann, als der Erfolg seines ersten „politischen" Pamphletes, das noch rein literarisch-wissenschaftlich gehalten war, die Aufmerksamkeit hoher Staatsmänner auf ihn zog, genoss er in vollen Zügen den Reiz, den der Verkehr mit den Grossen der Welt für ihn hatte. Aber dieser Reiz verlor seine Neuheit; dadurch, dass seine innerste Natur, sein Anglikanismus, sich allmählich hervordrängte, geriet er bald in einen direkten Gegensatz zu seinen persönlichen Freunden, den von beiden Seiten her berechnete Höflichkeit nur oberflächlich zu verdecken vermochte. Nur das Bedürfnis, mit hochstehenden Männern zu verkehren, hielt ihn bei den Whigs, die ihrerseits aus Berechnung höflich waren, um den gefährlichen Autor zur Rücksicht zu zwingen. Weder Dankbarkeit noch innere Überzeugung banden ihn an die Partei. Nicht von ihm, sondern von den Parteihäuptern waren die Beziehungen geknüpft worden. Der Ministerwechsel von 1710 befreite ihn aus seiner schiefen Stellung. Nichts zwang ihn,

die Opposition der Whigs gegen das neue Ministerium zu teilen und seinen Ehrgeiz zu unterdrücken. Er benutzte gern die äussere Gelegenheit, mit den neuen Ministern bekannt zu werden. Diese verpflichteten ihn persönlich durch ihre Liebenswürdigkeit, sachlich durch Anerkennung der von ihm vertretenen Forderung der irischen Hochkirche. Die Übereinstimmung der politischen Prinzipien machte das persönliche Verhältnis so fest und eng, wie es zwischen den Whigs und Swift nie bestanden hatte. Er bethätigte sein eigenes Wesen, wenn er die Sache der Tories verteidigte. Zarte Rücksichten nahm seine Polemik und Satire dabei nicht, um so weniger, als die Whigs ihm in gehässigen Angriffen das Recht streitig machen wollten, in derselben Weise subjektiven Anschauungen und Wünschen zu folgen, wie sie es Mann für Mann thaten. Nur Frechheit und Dummheit konnten behaupten, die Sache der Whigs habe objektiv mehr Recht als die der Tories. Diesen alten Feindinnen trat er auch hier mit aller Leidenschaft gegenüber. In energischer literarischer Thätigkeit, als Berater der Parteiführer, als Protektor zahlreicher Schützlinge, als beliebtes Mitglied der ersten Gesellschaft verlebte er so einige Jahre intensiver Existenz.

Ein bestimmtes System fehlt selbst in dieser Periode seiner stärksten politischen Thätigkeit, so dass es nicht unberechtigt ist, wenn Craik als „Grundlage seines politischen Glaubensbekenntnisses“ seinen „Hass gegen abstraktes Denken“, eine prinzipielle Vertretung des jeweils „Zweckmässigen“ annimmt.[1]) Aber alle diese Züge fasst man, da sie Swift selbst nicht bewusst waren, besser unter einen allgemeineren Gesichtspunkt zusammen. Wenn sich Swift, ohne irgend welche fachmännische Ausbildung genossen zu haben, so schnell auf dem Gebiete der Politik zurechtfand und sich so gewandt und sicher darauf bewegte, so kann man das nur erklären durch den ausserordentlich hohen Grad von common sense, von gesundem, praktischem und zugleich durchdringendem Verstand, der ihm eigen war. Obwohl in keinem Lande die politische Bildung

[1]) Vgl. Craik, L. of S. p. 503.

so voraussetzunglos und daher so weit verbreitet ist wie in England, wird die Klarheit seiner Auffassung, die Sicherheit seiner Urteile von wenigeu seiner Landsleute erreicht. Aus der Kraft und Gesundheit seines subjektiven Denkens erklärt es sich leicht, dass er alle politischen Theorien zurückwies.

Der gemeinsame Zweck aller seiner politischen Schriften, die zunächst Gelegenheitsschrifteu sind, ist Sicheruug der Parteiherrschaft, wobei ihm die hochkirchliche Teudenz das Wichtigste an der Partei ist. Die äussere Politik zieht er nur soweit in den Bereich seiner Betrachtuugen, als sie geeiguet ist, der Stellung der Partei Nutzen oder Schaden zu bringen.

Vor allem anderen, auch als Parteimann, ist er, wie gesagt, Vertreter der Hochkirche, nicht ihres Dogmas, sondern ihrer Organisation. Sein ganzes Leben hindurch hat er für nichts so oft, mit solcher Leidenschaft, mit solchem Aufwand von Scharfsinn gekämpft, wie für die politischen, sozialen und materiellen Interessen des Klerus. Doch ist, wie wir sahen. dieser Zug zum grössten Teil negativ: er äussert sich nicht iu praktischen Reformversuchen, sondern in bitterer Polemik gegen alles, was jenen Interessen zuwiderläuft, sei es in der Politik, sei es auf religiösem, sei es auf sozialem oder ethischem Gebiet. Auch das „Tonnenmärchen“ ist zum grossen Teil der Ausdruck persönlichen Grolles gegen die Feinde der Hochkirche, vor allem die Dissenter.

Um noch mit einigen Worten auf Swifts persönliche Stellung zur Religion einzugehen, so kann ich mich weder Craik[1]) anschliessen, der ihn „eine im höchsten Sinn des Wortes religiöse Natur“ nennt, noch Brosch[2]), der ihn mit dem Atheisten Bolingbroke zusammenstellt und beide für „gleich ungläubig“ erklärt. Meyer[3]) trifft, wie mir scheint, das Richtige, wenn er sagt: „Er glaubte an seine Religion, und er glaubte vor allem an seinen Gott. Jonathan Swift war nicht der Mann, die Gottesidee unverhöhnt zu lassen, wenn er sie bestritten hätte.

---

[1]) L. of S., p. 501.

[2]) M. Brosch: Geschichte von England, Bd. VIII, p. 549.

[3]) S. und L., p. 48.

und nicht der Mann, sie unbestritten zu lassen, wenn er sie einmal anzweifelte.“ Aber auch Meyer fasst Swifts Stellung zu seinem Gott zu persönlich, zu bewusst. Swifts „Religion“ war durchaus verschieden von dem, was wir mit diesem Worte bezeichnen; viel näher steht sie der englischen Religiosität von heute. Im „Tonnenmärchen“ und an vielen anderen Stellen hat Swift mit unglaublichem Cynismus von dem gesprochen, was wir für den besten Teil der Religion halten: der Gottseligkeit, der inneren Gemeinschaft des Frommen mit Gott, dem kindlichen Glauben. Er fand es unsäglich lächerlich und albern von den Puritanern, in den Ereignissen der Welt das Walten Gottes zu sehen. Durch seine schroffe Abwehr alles Übernatürlichen, durch seine im „Tonnenmärchen“ vertretene Ansicht von einer historischen Entwickelung und Verderbung der christlichen Lehre, durch sein Betonen der Moral vor dem Dogma als Inhalt der Religion dokumentiert sich Swift als Deïst. Von den Toland und Tindel, die er so leidenschaftlich bekämpft, unterscheidet ihn eigentlich nur das, dass er sich selbst für religiös hält, sich keinen offenen Zweifel an der Heilslehre gestattet und persönlich wie sachlich an den Formen und Institutionen der Hochkirche mit zäher Energie festhält. Im Gegensatz zur Renaissance, wo der Mensch mit allen Waffen des bewusst gewordenen kritischen Verstandes und der Genussfreudigkeit des Weltkindes äusserlich gegen die Religion kämpfte, ohne sie innerlich überwunden zu haben, sie schmähte und höhnte, um dann doch in Not und Alter zu ihr zurückzukehren, ist Swifts Standpunkt der, dass er den festen Willen und auch die Überzeugung hatte, religiös zu sein, und dabei doch innerlich seinem Gott gegenüber ein völlig freies Subjekt blieb, das sowohl für das eigene wie für fremdes Handeln den Massstab aus sich selbst, den eigenen Anschauungen und Interessen, nie aus den Satzungen der Schrift nahm.

Nach Swifts eigener Auffassung war mit dem Jahre 1714 die glänzendste Periode seines Lebens vorüber: „Hier endeten all' unsere goldenen Träume.“ [1]) Zwar scheinen auf den ersten

[1]) „On the Death of Dr. Swift.“

Blick auch die letzten 31 Jahre seines Lebens, die er fast ausschliesslich in Irland zubrachte, reich an glänzenden Erfolgen. Denn durch seine „Tuchhändlerbriefe“ wurde er im Jahre 1724 mit einem Schlage der geistige Führer des Landes, den ganz Irland mit stürmischer Begeisterung feierte. Und im Jahre 1727 veröffentlichte er das Werk, das ihn unter die ersten Satiriker der Weltliteratur stellte: „Gullivers Travels“. Aber weder in der Arbeit noch in den Erfolgen fand er reine Freude. „Gulliver“ ist — wenigstens in seinem letzten Teil — „das fieberhaft zitternde Rachegeheul eines Todfeindes, der verzweifelt, weil er seine Feinde nicht alle zerfleischen, zerkrallen, zerreissen kann; eine wahnwitzige Schmähschrift auf das Menschengeschlecht.“ [1]) Und auch die Diktatorstellung, die er in Irland einnahm, genügte seinem Stolze nicht. Was er schrieb, entsprang „notwendig wie des Baumes Frucht“ seinem Innern, d. h. den Zügen, die schon für seine bisherige Thätigkeit Grundmotiv gewesen waren: Subjektivismus und negative Satire. Rein subjektiv fasste er den Sturz von 1714: nicht als Zusammenbruch grosser Pläne, als Fall einer politischen Wahrheit, sondern als persönliche Kränkung, als freche Entziehung der ihm erwünschten Lebensbedingungen. Sein Hass und Groll, der bisher der Opposition gegen Kirche und Tory-Ministerium gegolten hatte, wandte sich nun gegen die lachenden Erben seiner Partei, gegen das whiggistische Ministerium Walpole, und wurde im Lauf der Jahre immer ausgesprochener das, was wir in allen Perioden seines Lebens gelegentlich hervortreten sahen: wilder Menschenhass, Ekel vor der Welt und dem eigenen Dasein. Wo diese Stimmung so die herrschende ist wie bei Swift, da versteht es sich von selbst, dass die Objekte, an denen sie sich auslässt, jeder beliebigen Umgebung entnommen sein können, dass man also für die einzelnen Lebensperioden aus der Verschiedenheit der äusseren nicht auf eine Verschiedenheit der inneren Anlässe zur Thätigkeit schliessen darf. Es ergiebt sich aus mehreren Thatsachen, dass die „Tuchhändlerbriefe“ nicht auf die Gerechtigkeitsliebe des

[1]) Meyer, S. u. L., p. 42.

Autors, auf seine Vaterlandsliebe oder dergleichen zurückgeführt werden dürfen. Es kann dem Autor unmöglich verborgen gewesen sein, dass die Berechnungen, durch die er seinen empörten Lesern die wirtschaftlichen Gefahren der neuen Münze zu demonstrieren suchte, zu einem grossen Teil falsch waren. In all' den Jahrzehnten, die er in Irland zubrachte, hat er nie auch nur die leiseste Regung warmen Mitgefühls für das Land gezeigt. Bis zu seinem Tode beklagte er es unzählige Male mit immer gleicher Bitterkeit, dass er verdammt sei, in diesem „elenden, schmutzigen Hundeloche und Gefängnis“ [1]) zu wohnen, von dem man nur sagen könne, dass es gut sei, um darin zu sterben; er verachtete das armselige Land und seine rohe Bevölkerung aus tiefster Seele. Als während der Herrschaft der Tories das Land sich einst dem Willen der Minister zu widersetzen versucht hatte, hatte er in zorniger Leidenschaft mit dem gedroht, was er jetzt ebenso leidenschaftlich als whiggistischen Übergriff bekämpfte, nämlich mit energischen Massregeln der englischen Regierung gegen das irische Parlament. Das alles beweist, dass er als Verteidiger der Selbständigkeit und der wirtschaftlichen Interessen Irlands zwar in seinen Thaten, aber nicht in seiner Gesinnung Patriot war. Sein Patriotismus entsprang, wie er einmal bemerkte [2]), „aus direkter Wut und zorniger Aufregung, und dem demütigenden Anblick von Sklaverei, Narrheit und Gemeinheit.“ In der That war es vielmehr als der Ehrgeiz der Zorn, der ihm die Feder in die Hand gab. Er nahm mit der leidenschaftlichsten Unduldsamkeit Anstoss an den Schäden, die er im politischen und sozialen Leben Irlands bemerkte, weil ihm sein klarer Verstand offen und deutlich zeigte, wie viel Dummheit auf irischer, wie viel Frechheit auf englischer Seite dazu gehörte, um derartige Zustände zu schaffen und zu erhalten. Mit grimmigem Ungestüm suchte er die Iren aufzurütteln, sie zu kräftigem, geschlossenem Vorgehen und zu vernünftigen wirtschaftlichen Massregeln im Einzelnen anzutreiben. Noch mehr aber als

---

[1]) Cit. bei Stephen, p. 187.

[2]) Cit. bei Stephen, p. 204.

der irischen Torheit galt sein Zorn der englischen Rücksichtslosigkeit und Selbstsucht. Es war sein brennender Wunsch, ihr und zugleich seinen persönlichen Gegnern, die ihn durch Missachtung und Verfolgung schwer gereizt hatten, eine Niederlage zu bereiten. Im Hintergrunde aber sah er weniger das Wohl der irischen Massen als den persönlichen Triumph. Sein höchster Wunsch wäre auch jetzt noch gewesen, persönlich von den Ministern anerkannt, ausgezeichnet und herangezogen zu werden. Er vermied es klug, Walpoles Person in seinen Pamphleten zu nahe zu treten, und ging bei seinem Besuch in London im Jahre 1726 bereitwillig auf den Versuch des Ministers ein, eine Verständigung anzubahnen. Allerdings vergab er dabei seinem Stolze nichts; denn als erstes äusseres Zeichen der inneren Annäherung forderte er von Walpole praktische Rücksichtnahme auf das, was er in seinen Pamphleten über die irische Politik Englands gesagt hatte. Da Walpole auf diesen Wunsch nicht einging, schieden die beiden Männer für immer von einander, und Swift fuhr mit um so tieferem Groll fort, die irischen Angelegenheiten als Gegenstand seiner politisch-literarischen Thätigkeit zu verwerten, obwohl er selbst „die Lage dieses Königreiches als absolut aussichtslos betrachtete.“ [1]) Mit zunehmendem Verfall seiner Geisteskräfte überwand diese Stimmung dann selbst die Lust an schriftstellerischer Thätigkeit: im Jahre 1730 schrieb er an Pope: „Ich bin durch Verzweiflung von meiner irischen Politik geheilt.“ [2])

Wie Dante und wie Milton so hat Swift in einem genialen Werke einen Rückblick auf sein politisches Leben und Streben geworfen, gleichsam die Summe darausgezogen, in „Gullivers Travels“. Noch stärker subjektiv als sie erhebt er sich über die Welt, um sein Urteil abzugeben. Welcher Unterschied zwischen den Allegorien der beiden Dichter und der Satire Swifts! [3])

[1]) Citiert bei Craik, p. 448.

[2]) Craik, p. 450.

[3]) Vgl. Treitschke: „Milton“ und Meyer: „Swift und Lichtenberg.“

Jene stellen der Unvollkommenheit der Welt ihre Ideale gegenüber. Sie schaffen sich selbst eine Welt, in der die edeln, guten Kräfte die Oberhand behalten. Nichts vermag ihren Glauben an eine göttliche Gerechtigkeit, an die Belohnung, die den Gerechten, an die Strafe, die den Ungerechten erwartet, zu erschüttern. Ohne Furcht und Zweifel geben sie ein geschlossenes System religiöser und politischer Anschauungen, tief durchdacht und innerlich erarbeitet, für die sie die Kraft ihrer Mannesjahre eingesetzt haben. Sie suchen und finden Trost für das Fehlschlagen ihrer politischen Wünsche und Erwartungen in dem Bewusstsein der grossen Aufgabe, Richter und Lehrer der Menschheit zu sein, sie für Vergangenes mit ernsten Worten zu strafen, ihr für die Zukunft den Weg des Heils zu weisen.

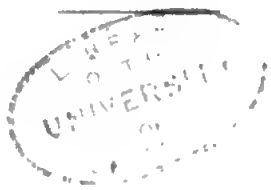
Das Gegenteil von alledem bei Swift! Er bleibt bei der Unvollkommenheit der Welt stehen. Kein Ideal hilft ihm selbst darüber hinweg, nirgends in der von ihm geschilderten Welt finden sich Ideale: „Was ist, ist erbärmlich.“ Der Gedanke, in der Religion Trost und Hilfe zu finden, liegt ihm vollkommen fern. Er hat keine Überzeugung aus dem Schiffbruch seiner politischen Pläne gerettet. Rein negativ, ohne eine einzige politische oder sittliche Wahrheit zu vertreten, verhöhnt und verlacht er, was das Ziel eigenen Ehrgeizes, der Inhalt eigener Thätigkeit gewesen war: innere und äussere Politik, Parteiinteressen, nationale Ideen, ja den Ehrgeiz, die Thätigkeit und die Stellung des Politikers selbst. Er hasst die Menschen und die Welt und sieht doch, wie er selbst der Dummheit und Frechheit unterliegen muss. Und auch der Stolz auf den eigenen Verstand hält ihn nicht aufrecht. Auch vor der letzten Einsicht verschliesst er sich nicht: Der Mensch kann nur ein „Dummkopf“ sein — und auch ich bin ein Mensch.

Swift wurde ein Opfer des Intellektualismus und der Misanthropie. Der Mann, der den „Gulliver“ geschrieben, „hatte nur noch die Wahl zwischen Selbstmord und Wahnsinn. Er hat den Selbstmord nicht wählen wollen . . . . .“

Lebenslauf.

Ich, Albert August Rudolf Meye, evangelisch-lutherischer Konfession, wurde geboren am 16. Januar 1879 zu Halberstadt als Sohn des Meldeamts-Vorstehers Albert Meye. Meinen ersten Unterricht genoss ich in der Gehobenen Elementarschule zu Schulpforta. Nach zweijährigem Besuch einer Privatschule in Kösen wurde ich Ostern 1892 in die Untertertia der Königlichen Landesschule Pforta aufgenommen. Seit Ostern 1898 studiere ich in Leipzig neue Sprachen, Geschichte und Philosophie. Ich hörte Vorlesungen bei den Herren Professoren und Dozenten: Birch-Hirschfeld, Duchesne, Heinze, Hofmann, Lamprecht, Marcks, Schmarsow, Seeliger, Studnizka, Volkelt, Wachsmuth, Weigand, Wülker, Wundt. Ausserdem beteiligte ich mich an den Seminar-Übungen der Herren: Birch-Hirschfeld, Buchholz, Duchesne, Heinze, Lake, Lamprecht, Marcks, Seeliger, Wachsmuth, Wülker.

Allen meinen Lehrern bin ich für mannigfache Anregung und Förderung im Wissen zu grossem Danke verpflichtet. Ganz besonders danke ich Herrn Geh. Hofrat Professor Dr. Wülker für seine persönliche Teilnahme.



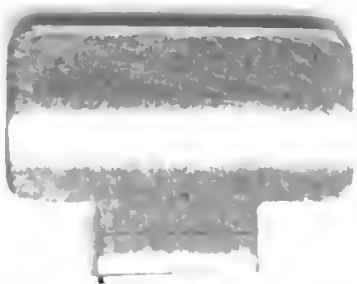
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY

Return to desk from which borrowed.
This book is DUE on the last date stamped below.

3Mar'58JJ
JUN 5 1953 LU
6Jul'57CR
REC'D LD
JUL 7 1957
23Feb59HJ
REC'D LD
MAY 21 1959

LD 21–100m·7,'52(A2528s16)476

YC 16322



Digitized by Google